

Harz-Sagen

Hildesheim

August Lax, Verlagsbuchhandlung

Harz-Sagen

Ausgewählt und herausgegeben

von

K. Henniger und J. v. Harten

Mit Bildern von A. Busch und G. Olms



Hildesheim 1962

August Lax, Verlagsbuchhandlung

Ursula Brandt
Lautenthal 1963

Vorwort

„Um alles menschlichen Sinnen Ungewöhnliche was die Natur eines Landstrichs besitzt oder wessen ihn die Geschichte gemahnt, sammelt sich ein Duft von Sage und Lied."

Brüder Grimm

Wir bieten in diesem Büchlein eine Auslese von 50 Harzsagen, die wir zunächst für unsere größere Sammlung „Niedersachsens Sagenborn" ausgewählt hatten. Um aber die durch Mannigfaltigkeit und Schönheit ausgezeichneten Sagen des Harzes weiteren Kreisen zugänglich zu machen, haben wir uns entschlossen, sie in einem Sonderheft herauszugeben. Wir hoffen, damit nicht nur dem Wunsche vieler Harzwanderer und Harzfreunde entgegenzukommen, sondern auch in anderen deutschen Gauen bei jung und alt Liebe zu erwecken zu den Naturschönheiten und den geschichtlichen Erinnerungen des Harzes, wie sie sich widerspiegeln in den vom dichtenden Volksgeist selbst geschaffenen Sagen und Liedern.

K. Henniger und J. v. Harten

Inhalt

Quellenangabe

A s c h e , Th., Sagen von Goslar (Jul. Brumby, Goslar)

B e c h s t e i n , Ludw., Deutsches Sagenbuch (Leipzig 1853)

C o l s h o r n , Carl u. Theod., Märchen und Sagen (Hannover 1854)

E i c h l e r , M., Sagen von Blankenburg und Umgebung (Rud. Stolle, Harzburg)

E r d m a n n , Theod., Die alte Kaiserstadt Goslar und ihre Umgebung in Geschichte, Sage und Bild (L. Koch, Goslar)

E y , Aug., Harzmärchenbuch oder Sagen und Märchen des Oberharzes (Stade 1862)

G ö r g e s , Wilhelm, Vaterländische Geschichten und Denkwürdigkeiten. 3 Bände (Braunschweig 1843/45)

G r ä s s e , J. G. Th., Sagenbuch des preußischen Staates. 2 Bde. (Glogau 1868)

G r i m m , Brüder, Deutsche Sagen. 2. Aufl. (Berlin 1865)

G ü n t h e r , Friedr., Aus dem Sagenschatz der Harzlande (Manz u. Lange, Hannover-Linden 1893)

H a r r y s , Herm., Volkssagen, Märchen und Legenden Niedersachsens. 2. Abt. (Celle 1840)

K l e e , Gotth., Sieben Bücher deutscher Volkssagen (Bertelsmann, Gütersloh)

K u h n u. S c h w a r z , Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche (Leipzig 1848)

P r ö h l e , H., Deutsche Sagen (Berlin 1863)
— Harzsagen (Mendelssohn, Leipzig 1886)

R i c h t e r , J. W. O., Deutscher Sagenschatz. 3 Bde. (Flemming, Glogau)

S c h a m b a c h u. M ü l l e r , Niedersächsische Sagen und Märchen (Göttingen 1855)

S e i f a r t , K., Sagen, Märchen, Schwänke und Gebräuche aus Stadt und Stift Hildesheim. 3. Aufl. (A. Lax, Hildesheim 1913)

W e i c h e l t , H., Hannoversche Geschichten und Sagen. 4 Bde. (Lenz, Leipzig)

Z a u n e r t , P., Von Nixen und Kobolden und andern Geistern (Schaffstein, Cöln)

Buchdruckerei August Lax, Hildesheim

1.

Heinrich der Vogler

*Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgemut.
Aus tausend Perlen blinkt und blitzt
Der Morgenröte Glut.*

*In Wies' und Feld, in Wald und Au,
Horch, welch ein süßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigall!*

*Herr Heinrich schaut so fröhlich drein:
„Wie schön ist heut' die Welt!
Was gilt's? Heut' gibt's 'nen guten Fang!"
Er lugt zum Himmelszelt.*

*Er lauscht und streicht sich von der Stirn
das blondgelockte Haar:
„Ei doch, was sprengt denn dort herauf
Für eine Reiterschar?"*

*Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt,
Es naht der Waffen Klang.
„Daß Gott! Die Herrn verderben mir
Den ganzen Vogelfang!"*

*Ei nun, was gibt's? Es hält der Troß
Vorm Herzog plötzlich an.
Herr Heinrich tritt hervor und spricht:
„Wen sucht ihr Herrn? Sagt an!"*

Da schwenken sie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „Unsern Herrn!
Hoch lebe Kaiser Heinrich! Hoch
Des Sachsenlandes Stern!"

Dies rufend, knien sie vor ihm hin
Und huldigen ihm still
Und rufen, als er staunend fragt:
„'s ist deutschen Reiches Will'!"

Da blickt Herr Heinrich tiefbewegt
Hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabst mir einen guten Fang!
Herr Gott, wie dir's gefällt!"

J. N. Vogt



2.

Die Gründung Goslars

Kaiser Heinrich I. liebte die Jagd und den Vogelfang. Besonders gern weilte er in den schönen Tälern des Harzgebietes. Seine Pfalz Werla auf dem Kreuzberge bei Burgdorf an der Oker lag in der Nähe des Harzes, und gar oft zog er von dort in das wildreiche Gebirge.

Einst jagte er wieder zur Herbstzeit in seinem lieben Harzwalde. Er verfolgte einen wilden Keiler und entfernte sich dabei immer mehr von seinen Jagdgenossen. Nur ein treuer Knappe blieb ihm zur Seite. Endlich gelang es dem Kaiser, das Untier zu erlegen.

Da ließ Heinrich durch seinen Knappen das Halali blasen; denn der Ort, an dem er den Keiler erlegt hatte, dünkte ihm gut zur Rast. Es war ein freier Platz am Fuße des Gebirges, und ein klares Bergflüßchen plätscherte durchs Tal. Bald versammelten sich die Jagdgenossen um ihren Herrn; die Knechte brachten das erlegte Wild herbei und ein fröhliches Mahl wurde gehalten.

Kaiser Heinrich ließ seine Augen mit Wohlgefallen über das schöne Gelände streifen. Er sah die hohen, himmelanstrebenden Berge, von dunklen Tannenwäldern gekrönt, er freute sich über die grünen Wiesen und über das silberklare Gewässer. Fröhlich erhob er den Becher und rief: „An diesem schönen Platze will ich mir eine Burg bauen!" Da sprach einer seiner Ritter: „Herr, soll das ein Wort sein?" Und der Kaiser erwiderte: „Ja, ein Kaiserwort!"

Nicht lange darauf erhob dort am rauschenden Goseflüßchen ein kaiserliches Jagdschloß seine Türme und Zinnen. Bald siedelten sich mehr Leute im Schutze der kaiserlichen Burg an, und als die Ungarn ins Reich einfielen, ließ Kaiser Heinrich den Ort durch Wall und Graben und dicke Mauern befestigen. Die neue Stadt aber ward Goslar, d. h. Lager an der Gose, genannt.

Nach Asche und Eichler

3.

Woher der Rammelsberg seinen Namen hat

Als Kaiser Otto I. auf der Harzburg weilte, sandte er seinen Jäger Ramm aus, ihm ein Wildbret zu erjagen. Es war aber zur Winterszeit und Ramm ritt mit seinem Pferde einer frischen Wildspur nach, die er im Schnee erblickte. Da kam er an einen hohen Berg, den dichter Urwald bedeckte. Bald wurde ihm der Berg zu steil; darum stieg er ab vom Roß, band es an einen Baum und eilte dem Wild zu Fuße nach.

Das Pferd aber ward ungeduldig und scharrte mit den Vorderfüßen im Schnee. Als nun Ramm von der Verfolgung des Wildes zurückkehrte, sah er verwundert, wie sein Gaul die Erde aufgescharrt und einen schönen Erzgang bloßgelegt hatte. Da hub er einige Stufen des blinkenden Erzes auf und trug sie dem Kaiser hin.



Kaiser Otto war hocherfreut über diesen Reichtum des Harzes. Er schenkte dem Jäger eine goldene Kette im Werte von tausend Dukaten und ließ geschickte Bergleute aus dem Frankenlande nach Goslar berufen, die mußten Schächte anlegen und den Bergbau hier einrichten. Nach und nach sammelten sich mehr Bergleute um Goslar, und die Stadt vergrößerte sich seitdem sehr. Um aber das Andenken des Entdeckers für alle Zeiten zu ehren, gab der Kaiser dem Berge den Namen Rammelsberg.

Nach Grimm, Günther und Harrys

4.

Die Teufelsgrube im Rammelsberge

In einer der Gruben des Rammelsberges saß einst ein junger fränkischer Bergknappe vor Ort und führte mit kräftiger Hand Schlegel und Fäustel. Dennoch wollte die Arbeit bei ihm nicht flecken: die Erzwand schien schier so hart wie Diamant. Er mochte das Eisen ansetzen, wie er wollte, es prallte stets zurück und löste so wenig, daß es sich kaum der Mühe lohnte. Wie das zuging, konnte sich der sonst so geschickte Knappe nicht erklären. Schließlich meinte er, man habe es ihm angetan.

Der Steiger, ein Sachse, mochte ohnehin die Fremden nicht leiden; als er nun die geringe Menge Erz sah, die der Bergmann gelöst hatte, schalt er ihn kräftig und drohte, ihn zu entlassen, wenn er das Versäumte nicht nachhole. Der Knappe entgegnete, daß es ihm nicht möglich sei, in dieser Grube mehr Gewinn zu erzielen, und wenn er sich auch zu Tode arbeite. Hämisch rief der Steiger: „Dafür nehmt Ihr Euch schon in acht; man sieht an dem gewonnenen Erz, was für ein fleißiger Bursch Ihr seid!"

Dem armen Bergmann blutete das Herz. Um seinen Ärger zu verbeißen, hieb er wie rasend auf das Gestein los — doch ohne Erfolg. Der Steiger, der ihm eine Weile zugesehen, riß ihm endlich Schlegel und Eisen aus den Händen und sagte: „Muß Euch Ungeschickten wohl zeigen, wie Ihr anzusetzen habt! Denn so wie Ihr's macht, kann man in aller Ewigkeit nichts ausbeuten."

Aber auch der Steiger vermochte nichts auszurichten; so sehr er sich abmühte, es gelang ihm nicht, auch nur das kleinste Stückchen Erz zu lösen. Da warf er zuletzt Schlegel und Fäustel zur Erde und

rief zornig: „Hier mag der Teufel vor Ort sitzen!" Er befahl dem Knappen, ihm zu folgen, damit er ihm eine andere Grube anweise. —

Kaum haben beide den Fahrschacht verlassen, so gesellt sich ein fremder Bergmann zu ihnen und bietet dem Steiger seine Dienste an. Dieser betrachtet den stämmigen, hochgewachsenen Burschen von Kopf bis zu Fuß, fragt ihn nach Namen und Herkunft und denkt: „Der kann sich da unten mal ein bißchen verlustieren; mag er dort sein Probestück ablegen!" Und somit schickt er ihn in die nach seiner Ansicht verzauberte Grube.

Als er nach einiger Zeit zum Nachsehen kommt, findet er einen so großen Haufen Erz gelöst, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Mit grinsendem Gesicht aber schaut ihn der neue Knappe an und fragt, ob er mit seiner Arbeit zufrieden sei. Der Steiger bejaht die Frage. Doch wird ihm in der Nähe des Knappen so seltsam zu Mute, daß er unwillkürlich zusammenschrickt, und, sein „Glückauf!" murmelnd, fährt er zu Tage. —

Bald verbreitete sich die Kunde von der ungewöhnlichen Kraft und Tüchtigkeit des fremden Bergmanns, der aus der Grube, die vorher gar keinen Gewinn lieferte, täglich dreimal soviel Erze förderte, als seine Kameraden in derselben Zeit an leichteren Abbaustellen. Das verdroß die andern Bergleute, und sie suchten ihn durch Hänseleien und Neckereien zu ärgern. Allein der Fremde war stärker als sie, und so wagten sie sich zuletzt nicht mehr offen an ihn heran. Desto mehr suchten sie ihm durch List und Tücke zu schaden. Man schob ihm beim Fortschaffen des Erzes stets die schwersten Lasten zu, die für Menschenkraft kaum zu bewältigen waren, und ließ ihn das Doppelte und Dreifache dabei verrichten.

Anfangs schien der neue Knappe sich nichts daraus zu machen. Als man ihn aber immer schlimmer hinterging, beschwerte er sich beim Steiger. Dieser aber wäre den unheimlichen Gesellen schon längst gern auf gütliche Art wieder los gewesen, und so nahm er die Knappschaft in Schutz und gab ihm selber die Schuld; ja, er nannte ihn sogar einen Lügner. Da riß der Bergmann Kittel, Hinterleder und Schachthut ab, warf alles dem Steiger zu Füßen und rief: „Ha, Du nichtswürdiges Menschengeschlecht, Du heißest mich einen Lügner; aber unter Dir ist allenthalben nichts zu finden als Arglist, Lug und Trug!"

Leichenblaß war der Steiger zu Boden gestürzt; denn vor ihm stand der Böse in leibhaftiger Gestalt. Drohend hob er die geballte Faust und stampfte so heftig mit den Füßen, daß die Grube unter

schrecklichem Krachen zusammenbrach und den ungerechten Steiger begrub. Dann verschwand er vor den Augen der entsetzt dastehenden Bergleute mit höllischem Gelächter.

Die Stelle aber, wo der Teufel einst gearbeitet hat, ist noch heute jedem Bergmann Goslars bekannt. Sie heißt seitdem die „Teufelsgrube".

Nach Asche und Frauenstein



5.

Kaiserin Agnes und ihr Kämmerer

Oberhalb der Stadt Goslar steht das Kaiserhaus. Es ist von dem Kaiser Heinrich II. erbaut worden, der sich mit seiner Gemahlin, der Kaiserin Agnes, gern dort aufhielt. Als die Kaiserin Agnes wieder einmal in ihrer Pfalz zu Goslar weilte, nahm sie eines Tages zu ihrem Schrecken wahr, daß ihr aus ihrer Kemenate viele köstliche Juwelen, goldene Ketten und Armbänder abhanden gekommen waren. Nur sie und ihr Kämmerer hatten einen Schlüssel zu dem Gemach, und so glaubte sie, der Kämmerer habe die Kleinodien gestohlen. Sie ließ ihn vor Gericht fordern, und obgleich er seine Unschuld beteuerte, wurde er doch zum Tode verurteilt und auf Befehl der Kaiserin hingerichtet.

Eines Morgens stand die Kaiserin am Fenster. Da fiel ihr Blick auf eine hohe Linde, die dem Kaiserhause gegenüber stand. Oben in der



Linde aber sah sie ein Rabennest, und sie bemerkte, daß darin im Strahl der Sonne etwas funkelte und blitzte. Sie befahl einem Diener, den Baum zu besteigen und nachzusehen, was das sei. Der Diener tat, wie ihm befohlen war. Da fand er die gestohlenen Schmucksachen und brachte sie der Kaiserin.

Nun erkannte Kaiserin Agnes, daß der Kämmerer doch unschuldig gewesen war. Sie ward darüber sehr betrübt und fragte ihren Beichtvater, was sie tun könne, um ihr Unrecht zu sühnen. Auf dessen Rat gründete sie auf dem Kalkberge im Osten der Stadt ein Kloster, das dem Apostel Petrus geweiht wurde. Auch ließ sie in dem dicht daneben liegenden Felsen, der noch jetzt die Klus heißt, eine Kapelle aushauen, in der fromme Priester täglich für ihr Seelenheil Messen lesen mußten. Dort ist das Grab des unglücklichen Kämmerers noch heute zu sehen.

Nach Günther u. a.



6.

Der Blitzschlag im Kaiserhause

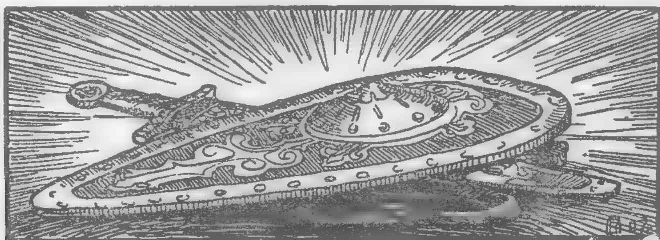
Der junge Kaiser Heinrich V. lag einst zu Goslar im Kaiserhause und schlief. In der Nacht brach ein heftiges Gewitter aus; Blitze zuckten und Donner rollten. Die Diener erwachten und sprangen vom Lager; aber niemand wagte den jungen Kaiser zu wecken.

Plötzlich flammten die Gemächer des Kaiserhauses in grellem Licht, und ein fürchterlicher Donnerschlag erdröhnte. Die Diener fielen ohnmächtig zu Boden. Als sie wieder zu sich gekommen waren, eilten

sie vor das Schlafgemach des Kaisers. Mit Gewalt erbrachen sie die Tür. Doch der Kaiser hörte es nicht; sanft schlief er auf seinem Lager und atmete ruhig. Aber sein Schwert und Schild, die über dem Bette an der Wand hingen, glühten in bläulichen Flammen; denn der Blitz war in sie gefahren.

Da weckten die Diener ihren Herrn auf. Staunend sah er um sich, und als er die geschmolzenen Waffen gewahrte, erriet er, was geschehen war. Rasch sprang er auf, kleidete sich an und ließ die noch rot glühenden Waffen in die Schmiedewerkstatt tragen. Hier ergriff er selber den Hammer und stellte Schwert und Schild wieder her, noch ehe das Eisen erkaltet war. Nie vertauschte er seitdem diese von Gott selbst geweihten Waffen, und in 62 Schlachten blieben sie seine treuesten Begleiter.

Nach G. Schwab



7.

Der Ochsenweg bei Goslar

Als im 16. Jahrhundert die Macht der kaiserlich freien Reichsstadt Goslar im Sinken war, überkam Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel ein arg Gelüsten nach ihren schönen wildreichen Forsten und den erzreichen Gruben im Rammelsberge. Da die Stadt sich aber nicht gutwillig von ihrem Eigentum trennen wollte, so überzog der Herzog sie mit Krieg. Er besetzte alle Heerstraßen rings um Goslar und schnitt jede Aus- und Einfuhr ab, so daß bald großes Elend bei den Belagerten entstand.

In Goslar wußte man sich weder zu raten noch zu helfen. Vom Kaiser war keine Hilfe zu erhoffen, da er der Stadt gram war, weil sie als eine der ersten im Reich der Reformation die Tore geöffnet

hatte. Allein aber fühlte man sich dem mächtigen Nachbarfürsten gegenüber zu schwach, und so entschloß sich der Rat, den Herzog um Frieden zu bitten.

Heinz von Wolfenbüttel aber war kein großmütiger Feind. Er beanspruchte den vollen Besitz des Bergwerks und der gesamten städtischen Forsten, und die Abgeordneten des Rates konnten keine milderen Bedingungen erlangen. Da schickte man drei hübsche junge Bergmannsfrauen zu ihm, die sollten ihn bitten, der Stadt doch wenigstens soviel Wald zu lassen, wie sie für ihren dringendsten Bedarf nötig hätte. Der Herzog mochte ihnen diese Bitte nicht abschlagen. Er sprach, die Stadt solle einen Ochsen mästen drei Vierteljahre lang, dem solle eine zentnerschwere Glocke umgehängt werden, und soviel Wald er in einem Tage umschreiten könne, solle der Stadt gehören.

Da suchten die Goslarschen den kräftigsten Ochsen aus, den sie hatten, fütterten ihn noch drei Vierteljahre lang und schritten darauf mit ihm durch das Okertal, dann im Gebirge hinauf bis zum Auerhahn, wo er gefüttert wurde. Unterhalb Hahnenklee geriet man auf einen abschüssigen Weg, auf welchem das ermüdete Tier stolperte und ins tiefe Granetal hinabstürzte. Die Stelle heißt noch heute der Ochsenweg. Auf diese Weise wurde die Grane die Grenze der Goslarschen Forst.

Nach Asche und Pröhle

8.

Scharfrichter Kraft

Vor hundert Jahren lebte in Goslar ein Scharfrichter namens Kraft, dem die Macht gegeben war, Geister und Menschen festzubannen. Auf seinen Willen standen sie unbeweglich wie Bildstöcke, und wiederum nur sein Wille konnte sie aus der Erstarrung lösen.

So tat er es einst mit einer Frau, die sich schon oft an seinen Gartenfrüchten vergriffen hatte. Er ertappte sie einst in seinem Garten, wie sie eben mit ihrem schwer beladenen Tragkorbe die Gartenmauer erklettert hatte, um sich davonzumachen. Da rief Kraft: „Sitze da bis morgen abend um diese Zeit, damit alle Kirchgänger dich sehen!" — und wie angeschmiedet hockte das Weib den ganzen folgenden Sonntag auf der Mauer, allen frommen Kirchgängern zur

Augenweide und zum Spott; erst in später Abendstunde löste Kraft den Bann. — Die Frau hat nie wieder fremde Güter in diebischer Absicht besucht.

Kraft konnte indes seine Hände auch gerade nicht in Unschuld waschen; denn ein Stück Wild in fremdem Gehege zu schießen, achtete er für keine Sünde. Er meinte nämlich, daß der an seinen Früchten angerichtete Wildschaden am besten dadurch wieder gutgemacht würde, wenn ihn ein guter Hirsch oder feister Rehbock mit Haut und Haar selbst bezahle. Als er einst einen Rehbock erlegt hatte und eben das Knie auf die Beute setzte, um sie auszuweiden, erblickte er in geringer Schußweite den Förster, der das Gewehr auf ihn anschlug. „Warte mit dem Schießen, bis ich fertig bin!" rief Kraft, und — der Förster stand, das Gewehr im Anschlag, ohne ein Glied rühren zu können. Kraft weidete nun ganz ruhig seinen Rehbock aus und machte sich dann gemächlich damit auf den Heimweg. Zu Hause angekommen, sagte er einem Juden, der des Weges ging, er möge nur dem Förster sagen, das Warten sei nicht länger nötig, Kraft sei schon im Hause. Erst als der Jude die Bestellung ausgerichtet hatte, wurde der Förster wieder lebendig; er ging fluchend seiner Straße, wagte aber nie wieder, den Scharfrichter zu stören, wenn dieser sich für angerichteten Wildschaden bezahlt machte.



Auf einer Reise kam Kraft in ein einsames Wirtshaus. Er bat um ein Nachtlager, ward jedoch vom Wirte barsch abgewiesen, weil kein

Platz mehr im Hause sei. Kraft machte Gegenvorstellungen, und auf das laute und heftige Reden der beiden öffnete ein Reisender das Fenster und bat Kraft, nachdem er gehört, worum es sich handele, das Zimmer mit ihm zu teilen. Das Anerbieten nahm Kraft gern an, obgleich der Wirt heftig widersprach. Der Reisende war ein Kaufmann, der viel Geld bei sich führte, und die Angst um seine Habe und sein Leben, das ihm in dem unheimlichen Hause nicht gesichert schien, hatte ihn veranlaßt, sich in Kraft einen Gesellschafter und nötigenfalls einen Beschützer zu suchen. Der Reisende hatte aus Furcht weder Essen noch Trinken berührt, welches sich der Scharfrichter nun ganz sorglos und gemütlich schmecken ließ. Doch die Befürchtungen des Fremden waren nicht unbegründet gewesen; denn gegen Mitternacht traten leise sechs vermummte Kerle mit geschwärzten Gesichtern und gezückten Messern in das Zimmer, um die beiden Fremden, die sie schlafend wähnten, zu ermorden. Allein sie hatten sich bitter getäuscht; Kraft wachte, und auf seinen raschen Befehl standen die Räuber mit erhobenen Messern unbeweglich da. „Jetzt muß ich euch erst einmal eure schwarzen Gesichter waschen", sagte Kraft, „später werde ich noch mehr mit euch zu tun haben." Die Gebannten mußten das Waschen erdulden, ohne eine Miene verziehen zu können, und als das Geschäft beendigt war, erkannte man in ihnen lauter berüchtigte Bösewichter und als ihren Anführer den Wirt vom Hause. Als hinreichende Mannschaft zusammengebracht war, um die Räuber abzuführen, machte Kraft sie los, um sie einige Wochen später den Raben zur Speise auf dem Rade festzumachen.

Karl Seifart

9.

Der Schatz aus dem Bocksberge

Vor langen Jahren wohnten drei Bergleute in Hahnenklee, bei denen kehrten von Zeit zu Zeit Venetianer[1]) ein. Sie brachten aus ihrer Heimat allerlei Medizinsachen mit, die gegen viele Krankheiten gut waren. An diesem Handel verdienten sie auch reichlich. Die Bergleute merkten aber bald, daß es dieser Handel nicht allein war, der sie her zog, sondern daß ihr Hauptaugenmerk auf den Bocksberg gerichtet war; denn jedesmal, wenn sie kamen,

[1]) Leute aus Venedig.

erkundigten sie sich erst, ob schon vordem Landsleute von ihnen da gewesen wären und den Bocksberg besucht hätten, und wenn die Bergleute das bejahten, so wurden sie recht verdrießlich; waren aber keine vor ihnen da gewesen, dann sahen sie vergnügt aus. Es mußte der Bocksberg also wichtig für sie sein.

Als sie einst wieder da waren und sich so wie früher erkundigt hatten, gingen sie in mondheller Nacht nach dem Bocksberg. Da schlich sich ihnen einer der drei Bergleute nach und sah, daß sie an einer abgelegenen Stelle den Boden aufgruben und aus dem Loche Erde in ihre Beutel füllten. Der Bergmann hatte genug gesehen und sich die Stelle genau gemerkt, und so eilte er, daß er früher nach Haus kam als die Fremden.

Am folgenden Tage reisten die Venetianer wieder ab, und die Freunde verabredeten sich, denselben Abend noch den Ort aufzusuchen und nachzusehen, was es da zu holen gäbe. Der dritte aber sagte: „Ich gehe nicht mit; denn

Was mir Gott hat zugedacht,
Das wird mir ins Haus gebracht."

Die beiden andern Bergleute gehen deshalb allein hin und suchen an dem Platz, finden aber nichts. Sie wollen endlich aufhören und sind schon im Begriff, ihr Werkzeug verdrießlich zusammenzuwerfen. In dem Augenblick tut der eine noch einen derben Hieb in die Erde und ruft voll großer Freude: „Hier steckt etwas!" Nochmals fangen sie an zu graben und bringen zuletzt ein — Gerippe heraus; sie sind ungewiß, ob's von einem Reh oder von einer Ziege ist. Sind sie vorher schon verdrießlich gewesen, so sind sie's jetzt noch mehr. Trotz des Ärgers aber müssen sie doch lachen, nämlich wegen der Täuschung. „I", sagte der eine, „unser Kamerad muß auch ein Teil davon haben. Wir wollen ihm das Gerippe ins Haus bringen. Er ist angefahren, seine Frau liegt im Bette, und die Tür ist offen; deshalb können wir's ihm ungesehen in die Stube bringen." Sie bringen ihm denn auch richtig das Gerippe in die Stube und fahren dann an.

Ihren Kameraden finden sie noch auf dem Gedinge; er hat sich redlich gequält, und seine Löcher haben tüchtig gehoben. Als sie ankommen fragt er gleich: „Na, habt ihr eure Scheuern voll? Ich glaubte, ihr brauchtet nicht wieder ein Fäustel in die Hand zu nehmen." — „Ach", antworteten sie, „laß dein Spotten; wir hätten besser getan, wenn wir mit dir angefahren wären!" Darauf arbeitet er noch bis um zwölf, dann macht er Schicht und geht nach Haus.



Als er mit brennendem Licht in seine Stube tritt, ist er ganz erstaunt; denn ringsum im Zimmer stehen auf Tischen und Stühlen, in den Fensterbänken, auf dem Schrank und auf der Kommode lauter prächtige Nippfiguren aus purem Gold und Silber: Hirsche, Rehe, Schweine, Kühe, Kälber, Ziegen, Vögel usw. Er kann sich nicht satt sehen, nimmt eine Figur nach der andern in die Hand und wundert sich über ihre Schwere und Schönheit. Nachdem er alles durchgemustert hat, legt er sich zu Bett und denkt: Deine Frau kann sich morgen früh auch erst darüber freuen!

Am andern Morgen, als die Frau in die Stube tritt und den Gold- und Silberreichtum gewahr wird, läuft sie gleich zurück in die Kammer, weckt ihren Mann und fragt: „Mann, wo hast du die schönen Sachen her?" Der aber antwortet: „Die hat mir der liebe Gott ins Haus gebracht", dreht sich gemütlich um und schläft fort. Die Frau verschließt und verriegelt alles und besorgt ihre häuslichen Geschäfte.

So um die Frühstückszeit steht auch ihr Mann auf, und als er eben hinausgehen will, um sich Waschwasser zu holen, kommen seine beiden Kameraden und wollen sich die Schelte holen wegen des Schabernacks. Da sieht ihr Kamerad aber gar nicht ärgerlich aus,

sondern geht ihnen freundlich entgegen und spricht: „Kameraden, es ist so gekommen, wie ich's euch gesagt habe. Mein Gott hat mir einen großen Schatz ins Haus gebracht. Kommt herein, ihr sollt euer Teil davon haben!" Darauf führte er sie in die Stube. Sie werden stumm und starr. Er aber sagt: „Du, Gust, nimmst diese Seite, du, Georg, diese, und ich behalte diese hier. Ich denke, daran hat jeder von uns genug, daß er ferner den Bohrer nicht mehr zu gerben braucht." Beide danken ihrem Kameraden für das große Geschenk und fragen zuletzt, was er denn mit dem Gerippe angefangen habe. Er aber weiß nichts davon. Da sagen sie ihm, was sie getan haben; er aber hört gar nicht danach, sondern antwortet bloß: „Macht nichts!"

Jeder packt nun seinen Reichtum zusammen und trägt ihn nach Haus. Er ist aber schwer gewesen, so schwer, daß sie's kaum fortbringen können. Später haben die drei ihre Goldtiere nach Goslar verkauft. Auch der Herzog von Braunschweig hat einige bekommen, und sie haben soviel Geld dafür gekriegt, daß sie reiche Leute geworden sind.

Von der Zeit an hat keiner einen Venetianer wieder auf dem Bocksberg gesehen. Die Schätze im Bocksberg sind aber auch so lange verschlossen, bis hundert Jahre lang kein vierbeiniges Tier den Bocksberg betritt. Das ist aber noch lange hin.

Nach Günther und Ey

10.

Der Pochknabe vom Lautenthal

In Lautenthal war einmal ein Pochknabe, der einer armen Familie angehörte und sich Tag für Tag mit einem Stück trockenen Brotes begnügen mußte. Da dachte er: Ein gebratener Fisch schmeckt ebenso gut wie ein Stück Wurst und kostet nichts, wenn ich ihn selber fange. Damit brachte er seine Angel in Ordnung und setzte sich am folgenden Tage nach vollendeter Arbeit an die Innerste zum Fischen. Doch er saß da jeden Tag der Woche vom Montag bis an den Freitag und fing auch nicht das kleinste Schwänzchen. Am Sonnabend dachte er: Heute hast du eine Stunde mehr Zeit; da solltest du weiter am Flusse hinuntergehen und deine Angel nicht eher auswerfen, bis du an den großen Strudel kommst.

Gesagt, getan. Am Strudel angekommen, zog er seine Schuhe und Strümpfe aus, legte sie hinter sich aufs Trockene und senkte seine



Angel leise hinunter in das Wasser. Kaum war sie darin, so zuckte es schon daran, und zu seiner großen Freude zog er eine schöne Forelle heraus. So ging es eine ganze Viertelstunde hindurch, und der Fische waren so viele, daß sie nicht nur zu einer tüchtigen Mahlzeit für ihn und seine Mutter ausreichten, sondern daß er auch noch mehrere Pfund verkaufen konnte. Da dachte er: Nun noch einen Fisch, dann will ich nach Haus gehen! Aber diesmal schwamm seine Spule so lange auf dem Wasser, ohne sich zu rühren, und es war, als wären plötzlich alle Fische fortgezogen.

Da hörte er hinter sich ein leises Kichern, und als er sich verwundert umwandte, waren seine Strümpfe und Schuhe verschwunden und an ihre Stelle andere gelegt. Die Strümpfe waren von Seide und mit Goldfäden durchwirkt und trugen oben dicke, goldene Troddeln als Schmuck; die Schuhe waren von Glas, aber außen und innen mit dickem Golde belegt. Das wäre ja kein übler Tausch gewesen, denn seine eigenen Strümpfe waren vielerorts gestopft und seine Schuhe vielfach geflickt; nur schade, daß er jene nicht tragen konnte, denn sie waren ihm viel zu klein.

Als er noch voller Erstaunen über diesen wunderbaren Tausch nachsann, hörte er wieder jenes leise Kichern, und nun ward er hinter dem Busche einen Zwerg gewahr, der des Knaben Strümpfe und Schuhe anhatte. Voll Freude über sein neues Schuhwerk tanzte und sprang der Kleine unter dem Busch herum, was das Zeug halten wollte. Die großen Schuhe, die jeden Augenblick von den Füßen abzufallen drohten, und die langen Strümpfe, die ihm bis an den Leib reichten, stachen dabei sonderbar gegen das feine rote Röckchen und

das schmucke Hütchen mit goldener Feder ab, und der Pochknabe mußte laut auflachen. „He, Kleiner", rief er dann, „was tust du mit meinem Fußwerk?" — „Ich habe dir ja anderes dafür gegeben", erwiderte der Zwerg, „das verkauf doch, dann wirst du schon zufrieden sein." Damit war der kleine Mann verschwunden.

Der Rat des Zwerges leuchtete dem Pochknaben ein. Vergnügt nahm er seine Fische nebst dem Angelschacht in die eine und die umgetauschten Schuhe und Strümpfe in die andere Hand und ging barfuß nach Lautenthal. Hier wurde die wundervolle Fußbekleidung von jedermann angestaunt, und die Kunde davon gelangte schon in nächster Woche durch den Berghauptmann nach Braunschweig. Da erbot sich die Herzogin, sie ihm für den kleinen Prinzen abzukaufen, und sie zahlte dafür so freigebig, daß er zeitlebens daran genug hatte.

Fr. Günther

11.

Der silberne Tannzapfen

Im Harzgebirge bei dem Städtlein Grund steht ein hoher Felsen, der heißt der Hübichenstein. Vor alten Zeiten, so sagen die Leute, hat sich hier öfter der Gübich sehen lassen. Tief unter dem Felsen nämlich hatten die Zwerge ihre Wohnung, und der Gübich war ihr König. Er war rauh von Haar wie ein Bär und zwergklein. Aber er reckte sich zu einem schrecklichen Riesen aus, wenn jemand seinen Hübichenstein bestieg; denn das konnte er nicht leiden. Sonst war er so böse nicht, und er hat manchen Armen reich und manchen Kranken gesund gemacht. Jetzt aber läßt er sich auf der Oberwelt nicht mehr sehen. —

Vor langen, langen Jahren, da wohnte in Grund ein Bergmann, der hatte in der Schenke in seiner Stube einen Tannenzapfen stehn von lauterem Silber, so natürlich wie ein gewachsener. Nun fragt man ja wohl, wie ein Bergmann an solchen Schatz kommt. Da hat er's denn vielen erzählt. Sein Urgroßvater ist nämlich auch ein Bergmann gewesen. Der ist einmal krank, viele Wochen lang, und es ist teure Zeit, und Gnadenlohn haben die Bergleute zu der Zeit noch nicht bekommen, wenn einer krank war; das ist erst später aufgekommen. Er hat aber sieben lebendige Kinder gehabt. Da ist's nun kärglich zugegangen mit dem Brote und mit allem, und er und seine Frau haben fast den Mut verloren.

Einmal steht die Frau des Morgens vor der Haustür und überlegt, wo sie heute Brot herbekommen soll für die Kinder. Da denkt sie: Sollst nur hingehen und eine Kiepe voll Tannäpfel im Walde sammeln und verkaufen; 's gibt doch etwas. Und so macht sie sich auf den Weg. Als sie nun unterwegs ist und über ihr Schicksal nachdenkt, da kommen ihr die Tränen in die Augen und sie setzt sich am Wege nieder und weint und hält die Hände vors Gesicht. Nach einer Weile denkt sie: Es kann doch nicht helfen, du mußt aufstehn, sonst müßt ihr betteln gehn. Und wie sie eben in die Höhe sieht, da steht vor ihr ein altes Männlein mit eisgrauem Barte und ist ganz wunderlich angetan und hat sie lange betrachtet. Das Männlein fragt, was ihr fehle? Sie sagt, er könne ihr doch nicht helfen. Er ist aber freundlich und sagt, man traue ja manchem nicht zu, was er könne, und sie möchte ihm nur getrost sagen, was ihr fehle. Da bekommt sie Mut und sagt ihm alles heraus: Daß ihr Mann nun schon so lange krank sei, daß sie sieben lebendige Kinder habe und keinen Bissen Brots im Hause, daß sie schon alles versetzt und verkauft habe und die Leute sie nicht länger im Hause leiden wollten; deshalb wolle sie nun eine Tracht Tannäpfel suchen und Brot kaufen. Das Männlein mit dem grauen Barte tröstete sie: Sie solle nur nicht verzagen, es würde noch alles recht gut gehen; und wenn sie gute Tannäpfel haben wolle, so solle sie nur nach dem Hübichenstein gehen und sich nicht fürchten. Darauf bietet er ihr einen guten Morgen und geht ins Gebüsch am Wege. Die Frau aber geht nach dem Hübichenstein.

Da setzt sie nun ihre Kiepe auf den Boden und sucht Tannäpfel. Als sie anfängt zu suchen, fallen ihr die Tannäpfel von allen Seiten zu, von rechts und links, von oben und aus allen Büschen heraus. Da denkt sie nun schon, es hätten sich Buben versteckt am Hübichenstein und wollten sie foppen, und das kleine Männlein wäre schuld daran. Sie hebt also ihre Kiepe wieder auf und flüchtet, denn sie will sich doch nicht die Augen auswerfen lassen. Das hätte sie nun freilich nicht nötig gehabt, denn die Tannäpfel fallen alle in die Kiepe; aber wer so betrübt ist, der hat auch nicht auf alles acht. Und so geht sie weg vom Hübichenstein und kommt an eine andere Stelle. Da füllt sie ihre Kiepe, hat aber nicht viel mehr nötig gehabt hineinzulesen. Darauf geht sie heim. Aber die Kiepe wird ihr immer schwerer und schwerer, und sie muß gar zu oft ruhen, ehe sie heimkommt. Das kommt ihr wunderlich vor, aber sie denkt doch noch an nichts. Als sie heimkommt und in den Holzstall geht und die Kiepe

ausleeren will und dann wieder ins Holz, da fallen lauter silberne Tannäpfel heraus, daß sie ganz starr wird vor Verwunderung. Aber die Tannäpfel will sie nicht behalten; denn sie meint, das gehe nicht mit rechten Dingen zu. Und wer weiß, denkt sie, ob der kleine Kerl nicht der Satan gewesen ist. Also geht sie zu ihrem Mann in die Stube und erzählt ihm, wie's ihr ergangen ist, und beschreibt ihm das Männlein und fragt ihn, ob das wohl mit rechten Dingen zugehe und ob sie die Tannäpfel behalten dürfe. Da sagt ihr der Mann, daß sie alles behalten dürfe und daß der kleine Kerl der Gübich gewesen sei, der hätte auch schon andern armen Leuten geholfen.

Am andern Morgen läßt's ihr keine Ruhe. Sie muß erst nach dem Holze gehn; vielleicht, daß sie den Gübich wieder trifft, so will sie sich bei ihm bedanken. Richtig, als sie weder an die Stelle kommt, ist wieder das Männlein da mit dem eisgrauen Barte und fragt, ob sie gestern nicht schöne Tannäpfel gefunden hätte? Wie sie aber anfängt, ihm zu danken, daß sie nun aus aller ihrer Not gerettet wäre, da lacht der Gübich und gibt ihr ein Bündel Kräuter, davon solle sie ihrem Manne ein Trank kochen, so würde er schon gesund werden. Und darauf geht er wieder ins Gebüsch am Wege. Die Frau aber geht heim und bereitet den Trank, und von der nämlichen Stunde an wird der Mann gesund, und sie haben noch lange miteinander glücklich gelebt. Das Silber haben sie in die Münze gebracht und haben unmenschlichen Reichtum davon gehabt und haben vielen armen Leuten Gutes getan. Aber einen von den Tannäpfeln haben sie zum ewigen Andenken aufgehoben. Das ist der Tannapfel, den der Bergmann in der Schenke hat stehen gehabt.

Georg Schulze



12.

Die Ersteigung des Hübichensteins

Auf dem Försterhofe in Grund wohnte vor alten Zeiten ein Förster, der hatte seine Frau früh verloren und besaß nur noch einen einzigen Sohn. Der soll ein recht geschickter und guter Bursche gewesen sein, nur ein bißchen zu vorwitzig, wie nun die Jugend einmal ist.

Eines Tages geht der Förstersohn mit seinen guten Freunden spazieren ins Holz. Als sie nach dem Hübichenstein kommen, sagt einer, den wollt' er sehen, der da hinaufsteigen könnte. Da sagt der Förstersohn, das wäre nichts und er wagte es wohl. Die andern raten ihm ab; denn wenn einer hinaufgestiegen sei, könne er nicht wieder herab und liege am andern Tage zerschmettert unten. Aber der Förstersohn glaubte nicht daran, lachte und sagte, nun wollt' er's erst recht tun. Er ließ sich nicht halten, was die andern auch angeben mochten, und stieg hinauf. Mag ihm wohl sauer genug geworden sein; denn der Hübichenstein ist vor alten Zeiten viel höher gewesen als jetzt. Wie er oben steht, lacht er seine guten Freunde aus und spottet und sagt, sie wären so klein wie die Zwerge. So hat er eine ganze Weile gestanden.

Da fängt der Wind an zu gehen, und er denkt: Sollst nur wieder hinuntersteigen. Aber er hat nicht gekonnt, nicht einmal die Füße vermocht' er zu regen. Und unten die Leute konnten ihm auch nicht helfen. Zuletzt bat er seine guten Freunde, sie möchten ihm doch nur die einzige Gnade erweisen und ihn herunterschießen, daß er nicht lebendig herunterstürzen müßte; aber das mochte auch keiner tun.

Nun hört auch sein Vater davon, weil alle Leute aus Grund hinausrennen und sehen wollen, ob's wahr ist, und andere kommen wieder und sagen: „Es ist wahr!" Da geht der alte Förster auch hinaus und sieht mit eigenen Augen seinen Sohn auf dem großen Hübichenstein stehen und kann ihm auch nicht helfen und weint und rauft sich die Haare und ist fast von Sinnen und Betrübnis; aber das half nichts. Am Ende, wie's Abend wird, umzieht sich der Himmel mit Wolken, und der Wind hebt an zu sausen, und es regnet, daß kein Mensch davor bleiben kann. Da haben die Leute den alten Förster mit Gewalt weggeführt nach Hause.

Daheim aber denkt er: Was kann's helfen? Du bist doch einmal ein geschlagener Mann, und du erweisest deinem Kinde nur eine Wohltat, und der liebe Gott wird dir's vergeben. Da nimmt er sein bestes Gewehr und macht sich auf den Weg nach dem Hübichenstein. Als er aus Grund hinaus ist, hört auf einmal der Regen auf; nur über Grund regnet's in Strömen. Sonst ist alles hell, und der Mond scheint recht klar. Auf dem Weg zum Hübichenstein hebt er an zu weinen und zu beten und ist ganz hin vor Herzensangst und Betrübnis.

Da ist auf einmal ein kleines Männlein bei ihm mit einem eisgrauen Bart, das geht an einem Tannenzweig. Das Männlen sagt: „Glückauf!" und fragt, ob er denn noch so spät ins Holz müßte. Der Förster erschrickt, hat aber nicht Lust, zu sagen, wohin er will und was er vor hat. Da fragt ihn das Männlein, warum er immer so seufze und was ihm denn fehle, daß ihm die Tränen über die Wangen liefen; er solle doch nur sein Herz aufschließen, es könne ja noch alles gut gehen. Darüber wird der Förster zutraulich und sagt, wenn er's noch nicht wüßte, er wäre der Mann, dessen Sohn jetzt auf dem Hübichenstein stehen müßte. Der Satan hätte ihn verführt, daß er hinaufgestiegen sei. Und sein Sohn hätte alle Menschen um Gottes willen gebeten, sie möchten ihn doch herunterschießen; aber keiner wär so barmherzig gewesen. So wolle er's tun; denn das, meinte er, würde ihm doch Gott nicht als Sünde anrechnen. Ob er denn warten solle, daß sein leiblich Kind lebendig herunterstürzen und elendiglich seinen Geist aufgeben sollte? So käm' er doch schneller und ohne Schmerzen von der Welt. Und darauf fängt er wieder an zu jammern und sagt, er hätte das doch nicht um seinen Sohn verdient; er hätte ihn mit saurer Mühe aufgezogen und zu Kirchen und Schulen gehalten, und er wäre doch auch sonst so gottesfürchtig gewesen und hätte kein Kind betrübt und nicht einmal ein Würmchen zertreten mögen. So wolle er doch lieber, daß er mit seiner Frau gestorben wäre, als daß er das Unglück erleben müsse, nun so verlassen zu sein im Alter und keinen Sohn zu haben, der ihm einmal die Augen zudrücke.

Das ist dem Männlein zu Herzen gegangen; aber wie der alte Förster noch spricht, ist auf einmal das Männlein verschwunden. Da sieht nun der Vater die Spitze des Hübichensteins, steht unten und legt an auf seinen Sohn. Der ruft und bittet, er möchte nur zuschießen; er fürchte sich nicht, wenn er nur gleich von der Welt käme. Der Förster will losdrücken, aber es flirrt ihm vor den Augen. Da

kommen auf einmal tausend kleine Männlein aus allen Hecken und Büschen hervorgesprungen, die machen sich an ihn, werfen ihn mit Tannzapfen, schneiden ihm Gesichter zu und schlagen ihn mit Heckenbüscheln und Dornsträuchern um die Beine. Und als er sich wehren will, wird's immer ärger, und fangen kann er keinen; sie sind zu flink. Und mitten dazwischen steht das kleine Männlein mit dem eisgrauen Bart und treibt die andern an. Endlich sieht der Förster, daß er nichts ausrichten kann, und muß umkehren nach Hause.

Als er fort ist, da wird's auf einmal laut am Hübichenstein, und es kommen allenthalben am Gestein viele kleine Männlein herauf, alle auf eisernen Fahrten[1]), die gehen von unten an bis oben hin, und jeder hat ein messingenes Grubenlicht in der Hand; einige sind jung, andere alt und rauh von Haar wie Bären. Der erste, der hinaufkommt, ist ganz alt, mit eisgrauem Bart, der geht ihm bis auf die Brust; in der Hand hat er ein silbernes Grubenlicht, das scheint wie die helle Sonne, und auf dem Haupte trägt er eine goldene Krone. Der hat den andern befohlen und ist der König Gübich gewesen.

Der spricht oben zum Förstersohn: „Wer hat dich geheißen, auf meinen Stein zu steigen? Eigentlich müßte ich dich hinunterstürzen lassen, und einem andern sollt's nicht so hingehen. Aber dein Vater dauert mich, weil er ein braver Man ist." Darauf bannt ihn der Gübich wieder los und sagt, er solle nur auf der Fahrt da hinuntersteigen. Dem Förstersohn brechen fast die Kniee. Da ruft der Gübich ein anderes Männlein heran, dem muß er sich auf die Schultern setzen, und es trägt ihn ganz säuberlich hinunter, daß der Förstersohn sich wundern muß über die Kraft des Männleins.

Als sie unten angekommen sind und der Zwerg den Förstersohn abgesetzt hat, faßt ihn der Gübich bei der Hand und führt ihn in sein Schloß unter dem Hübichenstein. Da kommen sie in ein Zimmer, darin blitzen die Wände von Stuferz, die Decke ist von einem Stück Schwertspat, weiß wie der Schnee, und von der Decke hängt ein großer Kronleuchter herab, ganz von Kristallen und Edelsteinen, größer als im Goslarschen Zehnten; und der Fußboden ist mit grünen Tannenzweigen überstreut, und die Paneele[2]) glänzen nur so von Gold und Edelgestein. Und mitten in der Stube steht ein Tisch von Glaskopf und ein silberner Stuhl davor. Darauf setzt sich nun der Zwergkönig, sagt zu dem Förstersohn, er solle sich setzen, und schlägt mit einem silbernen Schlägel gegen den Tisch von Glaskopf. Der gibt einen Ton von sich, so köstlich, wie man's in der Welt nicht

[1]) Leitern. [2]) Wandgetäfel.

hört. Da kommen tausend kleine Frauenbilder herein, die tragen Erdbeeren und Himbeeren auf, und der Gübich sagt zu dem Förstersohn, er solle davon nehmen. Also sprechen sie zusammen, und die andern Frauenbilder und Männlein machen Musik dazu. Als die Mahlzeit zu Ende ist, schlägt der Gübich wieder mit dem silbernen Fäustel an den Tisch von Glaskopf, und wie der köstliche Ton wieder erklingt, da tragen die kleinen Frauenbilder Krüge herein von lauterem Silber, und der Gübich sagt zu dem Förstersohn, er solle Bescheid tun. Der sagt: „Glückauf!" und tut seinen Zug. Aber so Herrliches hat er im Leben nicht getrunken.

Als nun der Förstersohn sich so erquickt hat, führt ihn der Gübich in eine andere Stube. Da steht eine große Braupfanne voll lauter Wildemannsgulden, blitzblank, als wenn sie eben erst aus der Münze gekommen wären. Der Gübich sagt, das wäre sein Reichtum, den müßten ihm seine Untertanen schaffen, und er hätte ja schon manchem Armen davon Gutes getan und wäre nicht den Menschen feind; aber in Ruhe müsse man ihn lassen. „Willst du mir nun einen Gefallen tun", sagt er, „so soll dich's nicht gereuen. Nämlich so lange der große Hübichenstein der große bleibt, habe ich mein Recht daran und darf auch auf der Erde walten gehn. Wenn aber der große Hübichenstein zum kleinen wird, so kostet's mich die Krone, und dann darf ich bloß unter der Erde herrschen. Da schießen nun immer die Leute nach Krimmern und Falken oben auf dem Hübichenstein, und das darf ich nicht leiden; denn trifft's den Stein, so bröckelt etwas ab. Wenn du also dafür sorgen willst, daß keiner den Stein beschädigt, so sollst du zum reichen Manne werden, und du kannst dir aus der Braupfanne nehmen, soviel du willst!" Der Förstersohn verspricht's und gibt ihm die Hand darauf. Da füllt ihm der Gübich alle Taschen und die Mütze mit blanken Gulden, und wie das geschehen ist, führt er ihn in ein anderes Zimmer. Da ist ein Bett von Moos recht artig bereitet. Der Gübich sagt, er wollte seinen Gast morgen zeitig wecken, und wünscht ihm gute Nacht.

Der Förstersohn hat noch nicht lange geschlafen, da weckt's ihn auf, und wie er die Augen aufschlägt, graut der Morgen. Und als er sich besinnt — 's ist so kalt gewesen — liegt er unten am Hübichenstein, und seine Mütze mit den Wildemannsgulden liegt noch bei ihm, und die Taschen sind gepropft voll. Wie er nun heimgelaufen ist und wie der Vater am Hals seines Sohnes helle Freudentränen geweint hat, kann man sich denken.

Der Sohn hat dann alles der Obrigkeit erzählt und hat den Armen

von seinem Reichtum mitgeteilt und eine Kirche bauen lassen in Grund, wo vorher keine gewesen. Und die Obrigkeit hat ein Gesetz ergehen lassen, daß keiner auf den Hübichenstein steigen und keiner da nach Krimmern schießen dürfe und nach Falken und Raben. Und so lange der große Hübichenstein unversehrt geblieben ist, hat der Gübich da sein Wesen gehabt und viel Gutes getan und manchen Bösen bestraft, und es hat ihn auch mancher gesehen.

Aber im Dreißigjährigen Kriege da haben die Kaiserlichen die Spitze des großen Hübichensteins aus Mutwillen mit Kartaunen heruntergeschossen, und von der Zeit an hat kein Mensch den Gübich mehr gesehen.

G. Schulze

13.

Wildemann

Als die ersten Bergleute in den Harz kamen und Erze suchten, kamen sie auch in das Innerstetal, dahin, wo jetzt die Bergstadt Wildemann liegt. Die Innerste war gerade angeschwollen gewesen und hatte einige Erzgänge aufgewaschen; die fanden die Bergleute. Dabei gerieten sie auf eine Menschenspur, die im Innersteschlamm zu sehen war. Da die Bergleute bisher geglaubt hatten, sie wären die einzigen Menschen weit und breit, so gingen sie der Fährte nach. Und da sahen sie bald darauf in der Nähe jener Gänge zwei Menschen, einen Mann und eine Frau, die waren auffallend groß und hatten nur einen Laubgürtel um den Leib und eine Mooskappe auf dem Kopf. Der Mann hatte einen langen Bart, der ihm bis auf den Gürtel hinabreichte, und trug eine Tanne, die er mit den Wurzeln aus der Erde gerissen hatte, in der Hand. Wenn ihnen die Bergleute nahe kamen, so rannten sie fort, so scheu und wild waren sie, und verstanden auch nicht, wenn sie gerufen wurden.

Oft hatten die Bergleute Jagd auf sie gemacht, hatten sie aber niemals erwischt. Deshalb gaben sie ihrem Herrn, dem Herzog von Braunschweig, davon Nachricht, und er ließ sagen, sie möchten die wilden Menschen fangen, mit Schlingen oder mit Pfeil und Bogen, sie aber ja am Leben lassen, und dann nach Braunschweig schicken.

Die Bergleute gaben sich auch die größte Mühe, die Menschen zu fassen; es mißlang aber immer. Endlich verwundeten sie den Mann

am Fuße, so daß er nicht fort konnte, und fingen ihn. Das ging aber nicht so leicht; denn der wilde Mann schlug mit seiner Tanne gewaltig um sich und war stark wie ein Riese. Zuletzt aber wurde er doch überwältigt und gefesselt fortgeführt.

Als sie den wilden Mann gefangen hatten, sollte er auch arbeiten; er tat's aber nicht. Man fragte ihn, woher er wäre und was er da getan hätte; er antwortete aber nicht. Man reichte ihm Essen und Trinken; er berührte nichts. Dabei sah er immer nach der Gegend, wo die Gänge waren, als könne er sich nicht davon trennen. Da nun der Mann durchaus stumm blieb, so schickte man ihn nach Braunschweig zum Herzog. Der Herzog bekam ihn aber nicht zu sehen; denn auf dem Wege dahin starb er.

An dem Tage, an dem die Nachricht zurückkam, daß der wilde Mann gestorben sei, gruben die Bergleute an der Innerste das erste Erz auf, das war sehr reich an Silber; denn bis dahin waren die Gänge taub gewesen. Deshalb glaubten die Bergleute, der wilde Mann habe die Gänge solange taub gemacht, und sie nannten die erste Grube nach ihm „Wildemann". An die Stelle aber, wo sie den wilden Mann gefangen hatten, pflanzten sie eine Linde, und die steht noch heute vor dem Rathaus der Stadt Wildemann.

Nach A. Ey

14.

Der Bergmönch im Harz

In den Harzbergwerken um Clausthal und Andreasberg hat sich sonst ein Geist sehen lassen, den man den Bergmönch nannte. Er hat sich wie ein Mönch getragen, ist aber von riesiger Größe gewesen und hat stets ein großes Grubenlicht in der Hand gehabt, das nie erlosch. Wenn die Bergleute des Morgens eingefahren sind, hat er mit seinem Licht über dem Fahrloch gestanden und sie unter sich durchfahren lassen. Aber auch in den Schächten sind sie ihm oft begegnet, und zwar ist er da wie ein Geschworener[1]) einhergefahren. —

Zwei Bergleute arbeiteten immer gemeinschaftlich. Einmal, als sie anfuhren und vor Ort kamen, sahen sie an ihrem Geleucht, daß sie

[1]) Aufseher.

nicht genug Oel zu einer Schicht auf den Lampen hatten. „Was fangen wir da an?" sprachen sie miteinander, „geht uns das Oel aus, so daß wir im Dunkeln sollen zu Tag fahren, sind wir gewiß unglücklich, da der Schacht schon gefährlich ist. Fahren wir aber jetzt gleich aus, um von Haus Oel zu holen, so straft uns der Steiger, und das mit Lust; denn der ist uns nicht gut."

Wie sie also besorgt standen, sahen sie ganz fern in der Strecke ein Licht, das ihnen entgegenkam. Anfangs freuten sie sich; als es aber näher kam, erschraken sie gewaltig, denn ein ungeheuerer, riesenhafter Mann ging ganz gebückt in der Strecke herauf. Er hatte eine große Kappe auf dem Kopf und war auch sonst wie ein Mönch angetan, in der Hand aber trug er ein mächtiges Grubenlicht. Als er bis zu den beiden, die in der Angst still dastanden, geschritten war, richtete er sich auf und sprach: „Fürchtet euch nicht; ich will euch kein Leids antun, vielmehr Gutes", nahm ihr Geleucht und schüttete Oel von seiner Lampe darauf. Dann aber griff er ihr Gezäh [1]) und arbeitete ihnen in einer Stunde mehr, als sie selbst in der ganzen Woche bei allem Fleiß herausgeschafft hatten. Nun sprach er: „Sagt's keinem Menschen je, daß ihr mich gesehen habt", und schlug zuletzt mit der Faust links in die Seitenwand. Sie tat sich auseinander, und die Bergleute erblickten eine lange Strecke, ganz von Gold und Silber schimmernd. Und weil der unerwartete Glanz ihre Augen blendete, so wendeten sie sich ab; als sie aber wieder hinschauten, war alles verschwunden. Hätten sie ihre Bilhacke [2]) oder sonst irgend etwas von ihrem Gezäh hineingeworfen, so wäre die Strecke offen geblieben und ihnen viel Reichtum und Ehre zuge-



[1]) Werkzeug. [2]) Hacke mit einem Beil.

kommen; aber so war es vorbei, weil sie die Augen davon abgewendet hatten.

Doch blieb ihnen auf ihrem Geleucht das Oel des Berggeistes, das nicht abnahm und darum noch immer ein großer Vorteil war. Aber nach Jahren, als sie einmal am Sonnabend mit ihren guten Freunden im Wirtshaus zechten und sich lustig machten, erzählten sie die ganze Geschichte, und am Montagmorgen, als sie anfuhren, war kein Oel mehr auf der Lampe, und sie mußten nun jedesmal wie die andern frisch aufschütten. —

Jetzt hat man lange nichts mehr vom Bergmönch gesehen, und einige sagen, er sei ins Mönchstal bei Clausthal gebannt. Auch soll als Wahrzeichen dort ein Mönch in den Stein gehauen sein, den man heute noch sehen könne; wer freilich nicht recht Bescheid weiß, findet ihn nicht.

Nach Kuhn u. Schwarz u. Grimm

15.

Die Bremerhöhe bei Clausthal

Die Höhe bei Clausthal, auf der die Windmühle steht, heißt die Bremerhöhe und hat ihren Namen von einem Manne namens Bremer, dem sie gehört hat. Dieser Mann ist sehr reich gewesen. Der ganze Wald samt dem Berge hat ihm gehört.

Aber einmal geht er an einem Frühlingsmorgen in seinem Forste spazieren. Da hört er den Kuckuck schreien. Ei, denkt er, sollst doch



auch einmal hören, wie lange du noch zu leben hast! Also fragt er den Kuckuck, wie lange er wohl noch leben werde. Da schreit der Vogel: Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck!" — I, denkt der Bremer, wenn du nur noch drei Jahre zu leben hast, so sollst du dir's auch recht zu gute machen; fängt also an zu wirtschaften, daß er nach drei Jahren keinen Baum mehr hat, viel weniger einen Forst. Alles ist durchgebracht; aber wer nicht kommt, das ist der Tod. „O du schlechte Welt", seufzt der Mann, „nicht einmal einem Kuckuck kann man mehr trauen!"

Und so hat der arme Schelm sein Brot vor anderer Leute Türen suchen müssen, noch lange Jahre. Wenn er nun jemand um ein Almosen angesprochen hat, so hat er gesagt: „Seid doch so gut und teilt einem armen Manne etwas mit, den der Kuckuck betrogen hat!"

G. Schulze

16.

Die Maus

Als der Dreizehnlachterstollen zu Clausthal belegt wurde, setzte man im Bergamte ein Bergmeister darüber; der hatte keine Frau, sondern nur eine Haushälterin, die für sein Hauswesen sorgte. Hatte der Herr sein Mittagessen verzehrt, so pflegte er in der Regel ein kleines Schläfchen zu machen.

Einst spricht er zu seiner Haushälterin: „Katharine, wenn ich eine halbe Stunde geschlafen habe, so weck mich; aber ja keine Minute früher oder später, denn meine Ehre und mein Leben hängen davon ab!" Die Haushälterin setzt sich also vor ihren schlafenden Herrn und paßt auf ihn und die Sanduhr. Als er eine Viertelstunde geschlafen hat, kommt ihm mit einem Male eine Maus aus dem Munde gekrochen, läuft an ihm herunter und verschwindet auf der Erde. Eine Minute vor der zum Aufwachen bestimmten Zeit kommt sie wieder zurück, kriecht dem Bergmeister in den Mund und ist verschwunden. Mit tiefem Schnarchen erwacht der Schläfer, dann zieht er schnell sein Grubenzeug an und geht fort, um in den Schacht zu fahren.

Das ist oft geschehen, und jedesmal hat er von der Maus Nachricht bekommen, wie die Leute gearbeitet haben. Und niemals ist er vergebens angefahren; etliche hat er immer auf ihren Schleichwegen abgefaßt.

August Ey

17.

Die Clausthaler Münze

Die Clausthaler Münze hat in alten Zeiten einmal lange stillgestanden, und ist kein Geld darin geschlagen worden, weil's nicht richtig darin war. Da haben denn die Andreasberger und Wildemänner Münzen desto mehr tun müssen, und davon rühren noch immer die Wildemänner Münzen und Andreasberger feinen halben und ganzen Gulden, Sechsgroschenstücke, Mariengroschen und Pfennige her. Jetzt werden sie seltener. Nur bisweilen sieht man noch das feine Silbergeld in Sparbüchsen und als Rarität. Wildemänner und Andreasberger Pfennige werden aber noch oft gefunden.

Na, die Clausthaler Münze mußte lange Zeit eingestellt werden, weil keiner darin bleiben konnte; alle Nacht kam einer darin ums Leben. Da war's denn natürlich, daß am Ende keiner mehr darin wohnen blieb, und ohne Wache konnte doch die Münze auch nicht bestehen. Lange Zeit war kein Geld mehr darin gemünzt worden. Da kam einmal ein vornehmer Herr zum Besuch beim Berghauptmann. In der Unterredung kam das Gespräch auch auf die eingestellte Münze, daß keiner sich unterstünde, darin zu bleiben, und sie deswegen eingestellt wäre. Da sprach der vornehme Herr, er wolle es einmal versuchen. Der Berghauptmann wollte seinen Freund erst nicht einlassen, nachher gab er's aber doch zu. Am folgenden Morgen fand man den armen Menschen tot in der Münze; auf dem Hofe lagen seine Beine, die ihm ausgerissen waren.

Kurze Zeit darauf kommt ein Soldat nach Clausthal, hört die Geschichte von der verwünschten Münze und will sie erlösen. Aber auch er wird tot herausgebracht. Sein Kopf lag am anderen Morgen beim Rumpf.

Zuletzt kommt ein fremder Bergmann zugereist, der ist klein und buckelig, aber höllisch dreist und pfiffig gewesen. Der läßt sich des Abends in die Münze schließen. Vorher hat er sich aber zwei Lichte, zwei Degen und zwei geladene Pistolen und die Bibel hinbringen lassen. Des Abends steckt er seine Lichte an und setzt sich oben auf die Justierstube, legt seine Waffen zurecht und liest in der Bibel.

So nach elf kommt eine Gestalt zur Tür herein, die ist länger gewesen als die Stube hoch, bleibt dann erst stehen — wie sich aber

der Bergmann in seinem Lesen nicht stören läßt, setzt er sich neben ihn auf den andern Stuhl, hört und sieht ihm zu. Dem Bergmann wird aber doch bei der Gesellschaft grün und gelb vor den Augen. Zur Vorsicht hat er die Hand an der Pistole; damit, denkt er, ist er geschützt. Die Gestalt regt sich nicht, bis es zwölf schlägt; dann geht sie still zur Tür hinaus. Von da geht die Nacht ruhig hin, nichts läßt sich weiter sehen noch hören.

Die zweite Nacht geht ebenso hin. Als es aber an die dritte kommt, da denkt der Bergmann: Diese Nacht geht's dir ans Leben. Die ersten Nächte hat dich die Gestalt nur sicher machen wollen. Du sollst deshalb gleich von vornherein in der Bibel lesen, damit die Gestalt das Gotteswort hört, so läßt sie sich dadurch wohl zwingen.

Richtig, elf Uhr kommt die Gestalt wieder; ihr ganzes Wesen ist aber noch gefährlicher als zuvor. Da liest der Bergmann eben die Worte: „Tut Buße usw." Auf einmal fängt die Gestalt an zu reden und spricht: „O, du glücklicher Mensch, der du ausersehen bist, einen unglücklichen Geist zu retten! Ich sage dir, Engel werden sich über dich und mich freuen; denn du hast mich zur Buße geführt, du hast mich aus den Krallen des Teufels erlöst. Wisse, ich bin der vorige Münzmeister, der so viele betrogen und so viel Silber über die Seite geschafft hat und der sich selbst das Leben nahm. Komm mit, ich will dich reich machen dafür, daß du mich zum Geständnis gebracht hast." Er geht mit ihm hinab in den Pferdegaipel und zeigt ihm in der Ecke einen Stein und sagt, den möge er in die Höhe heben, so würde er unendliche Schätze finden; er aber — der Geist — würde sich nie wieder sehen lassen, und nun könne auch wieder gemünzt werden.

Von da an hat der Bergmann genug gehabt, und die Münze ist wieder in Gang gekommen, bis dahin, daß sie nach Hannover verlegt wurde.

August Ey

18.

Der Wilddieb im kleinen Clausthal

Bei Clausthal hat früher ein Städtlein gestanden, das hat das kleine Clausthal geheißen und ist sehr wohlhabend gewesen. Aber je reicher die Einwohner geworden sind, desto schlechter und gottloser haben sie sich betragen. Darum hat Gott die Stadt untergehen lassen, und an der Stelle, wo die Kirche gestanden

hat, ist ein Teich entstanden. In der Mitternacht von Gründonnerstag auf Karfreitag ist die Kirche an der Stelle zu sehen, wo jetzt der Teich ist. Zugleich zeigt sich ein Reh mit seinem Kalbe, das niemand jagen darf. Noch jetzt heißt jenes Tal das kleine Clausthal.

Am Harz war ein grausamer Wilddieb. Wenn der wußte, daß irgendwo ein Stück Wild stehe, so war's auch nicht sicher. Der hatte auch gehört, daß im kleinen Clausthal in der Mitternachtsstunde des Karfreitags ein Reh mit seinem Kalbe sich sehen ließe, das man nicht schießen dürfe. Einmal, kurz vor Ostern, ist er in einer lustigen Gesellschaft. Da erzählen sich auch die Leute vom kleinen Clausthal. Aber wie er denn an nichts geglaubt hat, so lacht er darüber und sagt: „Was gilt's? Ich schieß euch das Reh mitsamt dem Kalbe, und wir wollen's am ersten Osterfeiertage verzehren." Die Leute haben ihm wohl davon abgeraten — aber er läßt sich nichts sagen.

Am Gründonnerstagabend macht er sich auf den Weg nach dem kleinen Clausthal. Wie er vor den Teich kommt, sieht er auf demselben einen hohen, dicken Nebel liegen, der geht bis an den Himmel, und man hat den Teich nicht sehen können. Und in dem Nebel ist ein Geflüster, als wenn viele miteinander reden, und es schimmern bisweilen wunderliche Gestalten heraus. Auch über den Weg kommen viele Gestalten herübergehuscht wie lustige Schatten, und alle verschwinden im Nebel über dem Teiche. Aber er denkt nichts Arges. Er geht vorüber und stellt sich am Ausgang des Tales, da wo jetzt das Innerste-Pochwerk ist, hinter einen Busch auf die Lauer. Richtig kommt das Reh mit dem Kalbe. Da schießt er das Kalb nieder. Wie er's fallen sieht, springt er drauflos und bindet ihm die Füße zusammen, und hängt's über die Schulter. Darauf geht er zurück.

Wie er dahin kommt, wo jetzt wieder der Teich ist, steht auf der nämlichen Stelle, wo eben noch der Teich war, eine Kirche. Die ist hell erleuchtet, und der Gesang erschallt und die Orgel dazwischen. Das ist doch seltsam, denkt er, sollst doch einmal in die Kirche gehen. Er tritt also hinein. Da sieht er denn die ganze Kirche voll Menschen; aber die sehen alle aus, als wenn sie schon jahrhundertelang im Grabe gelegen hätten. Die Kleider sind nach der Mode gewesen, die er nicht kennt. Er grüßt, keiner dankt ihm; aber einige nicken, andere schütteln den Kopf und winken einander zu und weisen mit den Fingern auf ihn hin. Auf dem Altar die Lichter und die Lichter auf dem Kronleuchter brennen mit blauer Flamme, und aus dem Kelche auf dem Altar zuckt eine blaue Flamme hervor. Nachher kommt der

Pastor vor den Altar; aber das ist gar keine menschliche Sprache gewesen; es ist, als wenn Wind und Donner die ganze Kirche erfüllt, und aus dem Munde geht dem Prediger eine blaue Flamme.

Auf einmal kracht's durch die Kirche, als wenn die Erde zu Grunde gehen sollte. Da zeigt der Pastor auf ihn hin und schreit: „Verfluchter Sabbatschänder!" Und die Geister stehen gegen ihn auf und heulen das Wort nach. Darüber stürzt er voll Angst und Schrecken zur Kirche hinaus. Wie er hinausstürzt, schlägt's die Tür hinter ihm zu, daß ihm die Fersen weggeschlagen sind. Da fliegt er bis an den Weg, und hier bleibt er liegen bis an den Morgen.

Wie er zu sich selbst kommt, liegt der Teich ruhig da. Aber das Rehkalb ist weg. Er aber ist todkrank und kann sich kaum nach Hause schleppen. Wie er neun Tage gelegen hat, hat er die Geschichte erzählt und ist darauf gestorben.

G. Schulze



19.

Frau Holle und die Flachsdieße

Zu Clausthal wohnten einst zwei Mädchen, die hatten nicht Vater noch Mutter mehr und mußten sich deshalb von ihrer Hände Arbeit nähren. Das einzige, womit sie sich noch etwas verdienen konnten, war Spinnen. Das eine Mädchen spann recht fleißig; das andere aber schwatzte gern und brachte damit viel Zeit hin, und des Abends fing es gleich an zu nicken und zu schlafen. Daher hatte denn das fleißige Mädchen so recht seine Not mit der faulen Schwester.

Nun kam Ostern ins Land, und am Abend vor dem Feste flammten die Osterfeuer auf allen Höhen rings um die Stadt. Da konnte es die Faule nicht mehr im Hause aushalten, sie mußte hinaus, um die Osterfeuer zu sehen und Kurzweil zu treiben. Die fleißige Liese aber saß am Spinnrade und spann; denn sie wollte ihre Dieße vor dem Feste gern leer haben. Eben schlug es elf, da ging die Tür auf, und herein trat eine schöne Frau, die trug ein weißes, seidenes Kleid, hatte lange, goldgelbe Haare, und in der Hand hielt sie eine Flachsdieße, so weiß wie Silber und so fein wie Seide. Mit freundlicher Stimme grüßte sie das gute Mädchen, das eben seinen letzten Flachs als Faden auf die Rolle laufen ließ, befühlte das Garn und sprach:

„Fleißige Liese,
Leer ist die Dieße,
Fein ist der Faden.
Bist wohl beraten."

Dann berührte sie das Spinnrad mit ihrer goldenen Dieße, lächelte freundlich und verschwand. Und wer war das? — Es war die Frau Holle.

Die fleißige Liese ging bald darauf zu Bett. Ihre Schwester kam später zu Haus und legte sich auch hin. Als nun die beiden Mädchen am Ostermorgen aufstanden, da stand statt des hölzernen Spinnrades ein goldenes da, das funkelte und glitzerte ganz prächtig, und das Garn, das die Liese gesponnen hatte, war so fein und weiß wie Seide. Und als sie nun erst an das Abhaspeln ging, da wollte das Garn auf der Rolle kein Ende nehmen: sie mochte noch so viel abhaspeln, die Rolle blieb voll. Das war eine Freude für die Liese!

Als aber die Faule nach ihrem Spinnrad sah, da fand sie zu ihrem großen Schrecken statt des Flachses Stroh auf der Dieße. Und in ihren Kästen lag statt der Leinwand, die sie darin aufbewahrte, nichts als Häcksel. — Darum spricht man noch jetzt: Am heiligen Abend vor Ostern muß die Dieße leer sein, sonst kommt die Frau Holle und bringt Häckerling.

August Ey

20.

Der Freischütz von Zellerfeld

Vor alten Zeiten hat in Zellerfeld ein Förster gelebt, der ist ein Freischütz gewesen. In seinen Lehrjahren hat er nämlich gar kein Glück im Schießen gehabt und ist darüber ganz tiefsinnig geworden. Also geht er auch einmal ganz verdrießlich im Revier umher und denkt bei sich selber, er will nun die Jägerei aufgeben. Da begegnet ihm auf dem Wege ein Grünrock, der fragt ihn, was er so betrübt aussähe? Da sagt's der Jägerbursche. „Wenn's weiter nichts ist", antwortete der Grünrock, „dem ist leicht abzuhelfen; es gehört nur ein bißchen Mut dazu. Ich will dir's sagen, Kamerad. Geh zum Abendmahl, und den wahren Leib behältst du im Munde. Wenn du dann aus der Kirche kommst, nimmst du deine Flinte und gehst ins Holz, und da nagelst du den wahren Leib an einen Baum und schießest dreimal danach im Namen des Teufels. Hast du das getan, so magst du in die blaue Luft schießen, du triffst, was du willst."

Der Jägerbursch hat sich betören lassen und ist auf diese Weise ein Freischütz geworden. Er hat als Förster manchmal seine Geschicklichkeit sehen lassen, des Spaßes wegen. Zuweilen, wenn er an langen Winterabenden Gesellschaft gehabt hat, so hat er gefragt, was sie essen wollten, Hasenbraten oder Rehbraten oder einen Auerhahn, hat dann seine Flinte genommen, zum Fenster hinausgeschossen und gesagt: „Geht in den Garten", oder „geht in den Hof", oder „geht auf die Gasse, da liegt's". Und wenn sie dahin gekommen sind, haben sie's gefunden, wie er's gesagt hat. Manchmal hat er auch gefragt, wo's liegen sollte, und jedesmal hat's da gelegen, wo es die Leute haben wollten.

Einmal bat ihn einer, er möge ihm doch auch die Kunst lehren. Aber das wollte er nicht, und erst nachdem dieser geschworen, er wolle die Kunst nicht weiter lehren, auch niemand sagen, wie er, der Förster, ein Freischütz geworden sei, erzählte er's ihm.

Lange Jahre hatte er so sein Wesen getrieben. Endlich, wie er auf dem Totenbette liegt und schon im Sterben ist, springt er plötzlich auf und stürzt wie wahnsinnig durch die Stube und schreit: „Nein, Teufel! noch nicht! noch sollst du mich nicht haben!" Aber was half's? Mitten in seinem Geschrei stürzt er tot nieder. Und wie man genau zusieht, ist ihm der Hals umgedreht und ringsherum ist ein blauer Streif wie ein blaues Halsband. Da hat es jener Mensch erzählt, was für ein Bewandtnis es mit dem Förster gehabt habe.

G. Schulze

21.

Bau der Zellerfelder Kirche

Über jeder Tür der schönen Salvatoriskirche in Zellerfeld steht eine Glucke mit Küken in Stein gehauen; und wer die halbverwitterte Darstellung betrachtet, denkt dabei mit Recht an das Wort des Herrn: „Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein." Aber die niemals verlegene Sage weiß es besser.

Die Kirche in Zellerfeld war abgebrannt; und wie sie nun wieder hat aufgebaut werden sollen, da hat jeder gegeben, wie er's gekonnt hat. Da ist ein armer Schelm gewesen, der hat nichts gehabt und hätte doch auch gern seinen Pfennig gegeben. Wie er so darüber nachdenkt, was er wohl macht, da fällt's ihm ein: I, wenn du einen Korb Schwämme holtest! Gibt's nicht viel, gibt's wenig, und es gibt einer wohl einen Groschen mehr, wenn du sagst, was du mit dem Gelde machen willst.

Also geht er in den Wald und verirrt sich, bis er auf einen freien Platz kommt, wo er sich umsieht und nachrechnet, wo er wohl sein mag. Wie er sich so umsieht, auf einmal haben ihn drei verlarvte Männer gepackt. Die halten ihn fest und verbinden ihm die Augen und führen ihn mit sich weiter, und er merkt endlich, daß es eine

Treppe hinabgeht. Endlich wird stillgehalten, und es wird ihm die Binde von den Augen genommen. Da ist er in einem großen Saal, der ganz köstlich ausstaffiert ist, und viele Lichter brennen, so hell wie der Tag. Er hat sich nicht lange besinnen können; denn da sitzen viele Männer, alle verlarvt, und einer verhört ihn. Da erzählt er aufrichtig, wie's ihm gegangen ist, und sagt, sie sollten ihm doch auch wieder die Freiheit geben; seine Frau und Kinder warteten gewiß mit Schmerzen auf ihn.

Aber er wird nicht entlassen, sondern in ein anderes Zimmer geführt, wo man ihm Speise und Trank gibt und sagt, er solle sich nur erst erquicken und sich dann ruhig schlafen legen, morgen wolle man mehr mit ihm reden. Das Zimmer ist auch ganz prächtig gewesen, und das Essen und der Wein und das Bett ist eben auch nicht gewesen, als ob's Spitzbuben gehörte. Nachdem er sich erquickt hat, legt er sich zu Bett und denkt: Na, das ist eine schöne Geschichte! Wo bist du denn nun eigentlich? Spitzbuben sind's gewiß nicht; die wären nicht so manierlich mit dir umgegangen. Bist wohl gar unter die Venediger geraten! Hm, da wärst du ja gerade recht gekommen!

Am andern Morgen, das heißt, wie er geweckt wird, bekommt er erst wieder einen Trunk Wein und Backwerk dazu, und darauf wird er wieder vor die Herren geführt. Da sind sie nicht mehr verlarvt und sind ganz ansehnliche Leute gewesen. Sie fragen ihn, ob er nicht Lust hätte, die Welt zu sehen; wenn er ehrlich wäre, könnte er ein reicher Mann werden. Ja, sagt er, das ginge so nicht, er wisse ja auch nicht, wer die Herren wären; aber er dächte, sie müßten wohl Venediger sein, und da müßte er ja Frau und Kind verlassen, und das wäre doch unrecht. „Nun", sagt da einer, „wir sehen, daß du eine ehrliche Haut bist, und wenn du dir etwas wünschst, nun, so sag's." — Ja, sagt er, wenn sie ihm ein paar Groschen geben wollten; es wäre ihm doch so verdrießlich, daß er gar nichts geben könnte für die Kirche. Die Sammler kämen heute, und am Ende könnte man denken, er sei nur so lange ausgeblieben, um nichts geben zu dürfen. Die Herren wären ja so reich und könnten wohl auch etwas tun für den Aufbau der Kirche.

Da gibt's ein lautes Gelächter: „Na, so suche dir etwas aus!" Ein Mann führt ihn in ein anderes Zimmer und zeigt ihm ganze Fässer voll Goldstücke. „Nun, willst du nicht zugreifen?" — „O ja, werde mich hüten; hieße am Ende gar, ich hätt' es gestohlen!" — „Nun, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Da, weiter haben wir nichts für dich." Damit gibt ihm der Mann eine blecherne Henne. Auch gut,

denkt der Zellerfelder und bedankt sich. Darauf werden ihm wieder die Augen verbunden und so wird er wieder abgeführt.

Wie ihm die Binde abgenommen wird, befindet er sich auf dem Wege nach Zellerfeld. Er kommt nach Haus. „Gottlob!" ruft seine Frau, „aber wo hast du denn so lange gesteckt?" — „Na, nur stille! mir ist's wunderlich gegangen." Und da erzählt er. „Aber was sollen wir denn nun mit dem Dinge machen?" heißt es. Und während sie das Ding so um und um betrachten und betasten, da auf einmal öffnet sich unter dem Bauche der Henne ein Kläppchen, und es fallen lauter Goldstücke heraus, alle wie kleine Küchlein gestaltet. Da ist's Freude gewesen im Hause, und der arme Schelm ist auf einmal reich geworden und hat die Zellerfelder Kirche neu gebaut. Und zum Wahrzeichen hat er die Glucke mit den Küchlein über den Kirchtüren in Stein abbilden lassen.

Nach F. Günther u. G. Schulze

22.

Mer soll dn Teifel net porren[1]

(Im oberharzischen Bergmannsdialekt, der sog. Harzsprache.)

Is ämol ä Barkmann gewest. Wenn dar hot vor Ort geschtanden und hot sich epper[2]) geschnieft oder darkleinig[3]), so hot er gesaht: „Da Teifel, dan sost du hahn!" Dos hot er lange Zeit su getriem.

Ämol schtieht er ahch vor Ort un schnieft sich un saht: „Da Teifel, dan sost du hahn!" So wiere dos gesaht hot, tschieht a der Teifel vor'ne. „Was hoste do gesaht, Karrel! Dos prowier mer noch ämol; soste sahn, wie dersch gieht!" — „Haha", saht dr Barkmann, „en was woste mir tun? Du host an mir kä Täl." „Na, ich sah dersch", schpricht der Teifel, „tuste mersch noch ämol, ich will net häßen, wie ich häß, giehtersch ene Värtelschtunne schlacht!" Und do dermit verschwindt er.

De annre Nacht, wie dr Barkmann wieder vor Ort schtieht, klatsch! „Da, Teifel, dan sost du hahn!" — Schwuppdich, is dr Teifel wieder do. „Ich sah dersch! Mach mich net zacket[4])! Kann su wos net leiden.

[1]) puren, necken. [2]) etwas. [3]) dergleichen. [4]) wütend.

Loß mersch unterwahng!" — „Haha! du alwerner Teifel! Ich bin hie in män Beruf. Kannst m i r nischt tun! Schar dich deine Gäng!" — „Na, ich sah dersch in guten! Namm dich in acht!" Do drauf verschwindt er.

De annre Nacht is dr Barkmann wieder vor Ort. Klatsch! „Da, Teifel, dan sost du hahn!" In Ahmblick is dr Teifel do: „Karrel, ich sah dersch zum letztenmol! Loß mich zufrieden, oder es giehter schlacht!" — „Haha, du sost mich wull lahm [1]) lossen! Schar dich deine Gäng!" — „Ich hoh dersch zum letztenmol gesaht. Prowier mersch net wieder!" Wack isser.

De annre Nacht, wie mei Barkmann wieder vor Ort schtieht, klatsch! „Da, Teifel, dan sost du hahn!" Dr Teifel is wieder do un is glatt unriemsch [2]) vor Wut. „Wart, Jerg [3])! Nu will ich dersch eindränge! Du sost mich zum letztenmol gefoppt hahn!" Do dermit verschwindt er. Mei Barkmann ober lacht sich schief un ähtscht ne wos aus. Gut das Ding.

In der namling Nacht macht sich dr Herr Uriäng [4]) nong Clasthol [5]), nimmt a paar Fansterscheim ausen Kerringfanster, fährt in dr Kerch nein un langt de silwern Lächter von Altar und prackteziert se dan Barkmann ins Haus un unter sän Bett. Dr Barkmann kimmt gehng Morring häm un legt sich zu Bett und hot aus nischt wos Arges.

Na! ganz frieh an Morring wärd's all publiek [6]), daß de Kerch beschtuhln is, un's kimmt a dr Owrigkeit ze Uhren. De Herrn hin nahch dr Kerch un s a h n de Beschäring. Nu isses ober Winter gewast, un es is von dr Kerch aus ene Schpur gange nohch dr Schulgaß zu. Da Schpur wärd nochgange, und weil se ahm [7]) in dan Barkmann sän Haus fiehrt, wärd kleich neingemaschiert un flucks gefissentiert [8]).

Dar Barkmann is ahm aufgeschtanden, un weil er noch de Schlof in de Ahng hot un sich das net ze reime wäß, su schmeißt er de Piedels [9]) un dn Herrn gleich ä Schock Dunnerwatter an Kopp un will wissen, wosse in sän Haus ze suchen hahn. — Dos wier sich finden, häßt's. Forsch ärschte sollt' er ju sei Maul halten. — Wos will er machen? Har muß es sich gefallen lossen, lett sich's a gefallen un denkt: Wardt ihch [10]) schneiden! Saht ober: „Wenner ober nischt findt, saht, Karrels, kännter das Ding? ('s is ä Axtenhalm gewast). Soll ihch ä Watter regieren!" Ober dos Ding kimmt annersch, wie er ihsch

[1]) leben. [2]) außer sich. [3]) Jürgen. [4]) Urian, der Teufel. [5]) Clausthal. [6]) bekannt. [7]) eben. [8]) visitiert. [9]) Gerichtsboten. [10]) euch.

lächtsen denken kännt. Untern Bett waren de Lächter gefunden. Un nu trawalljeh la port[1])! Marsch in dn Pfardieb seiner Schtet[2])!

Drauf ins Verhär. Hie verzehlt er, wos ne mit den Teifel gegänht is. Ober de Herrn lachenna in de schieren Zähn un denken: Dar Karrel wäß wull, wie's elite Gebut häßt, ober hie kimmste an de unrachten. Wart! häßt's hie, dir soll dr Schpaß balle vergiehn! Marsch mit dir of dr Tracktur[3])! Na, dar muß all ä Karrel sein, dan do net es Läkeln vergiehn soll. Har kann's net aushalten un bekännt; ja, har hätte de Lächter geschtuhlen. Na, wie da es Ortel gelaut hot, könnter ihsch lächtsen vierschtellen. Es Ortel häßt: har sull gehängt waren. Na prost!

Ne Nacht vor dr Ecksekuzion[4]) kimmt dr Teifel zum Barkmann in dn Pfardieb seiner Schtet: „Na, Jerg, wie gefällt's dr in dr Fisitenschtuh[5])? Hoste endlich genunk? Oder hoste a Lust zum hanneftne Fanster?" — „Dn Teifel offen Kopp", saht dr Barkmann, „ich sah wull, du bist ä Erzgeneralschpitzbub, un war dich porrt, dan kost's Hals und Krahng." — „Na, ich sah, du bist klieker geworren. Här, ich will der än Vierschlohk machen. Verschreib mer deine Seel, su soste dei bissel Lahm behalten." — „Was? ischa? meine Seel? Dan Teifel will ich dir verschreim!" — „Na, besinn dich! Forwahr, es is ene verdammte Himmelfahrt, wu dr Mäster Hammerling[6]) druhm of dr wartt un dir mit dn Schtrick dn Willkummerts gitt. Loß dich net ämol hänge! Mer kann's net zwämol prowieren." — „Heija! Loß dich obmohle of Leschpapier mit Ehlfarwa, biste zwämol ze sahn!" — „Na här, än verdamt harten Kopp hoste denn ober doch. Verschprach mer, daß de mer su deschpecktierlich net wieder begähne witt, so soste deine Seele un a dei Lahm behalten. Giehste dos ein?" — „Nu, ja, dos is wos annersch; dos will ich eingiehn." — „Na gut! Dos ist dei Gelick! Wennste nur morring offen Galling schtiehst und dr Schinderknecht will dr de Schlink iwern Kopp schmeißen, denn gieh mant schlank wack, offen Galling hin, un schteig dr Fahrt[7]) nob; 's wärd dich käner hinnern." Na gut das Ding.

Dn Tohk drauf, 's nohchmittogs, wiere seine Armesinderschmohlzeit ahm in Leiwe hot, wärd er ausen Gefängnis rausgefiehrt. Offen Mark is ä Rummel Menschen, daß es gans wos grundluses gewast is. Gans Clasthol is of den Bänen, die gucken ne ahn, as wie ä wild Getierg. Mitten offen Mark is ä Gebrickrich[8]) aufgefiehrt, do sitzen de Herrn droffe in vullen Schtaat. Do wärd ne noch emol es Ortel vier-

[1]) zur Tür hinaus. [2]) Stätte. [3]) Tortur. [4]) Strafvollziehung. [5]) Visitenstube. [6]) der Henker. [7]) Leiter. [8]) Holzgerüst.

gelasen un gefragt, epper wos derwider einzewenden hot? Ober har saht kä Wort. Alsu, „das Ortel is geschprochen, der Schtock der is gebrochen." Do fiehren sen wieder nunter in den Krähsch [1]), dan de Zaldaten gemacht hahn. De heiling Engels [2]) schmeißen na of än Karrn of ener Kuhhaut. Dr Schriftgelehrte mit sän Alkoran [3]) setzt sich bei na un schwatzt ne was vier, wure net drauf härt. De grußen Schilersch [4]) vor dn Karrn, de Korrent [5]) derhinter, schtimme dn Lieningtansermarsch ahn. Je, Fuchs! Vorwärts gieht's zu dr Schtadt naus, nong Galling. Na, es Harz hot ne denn doch ober gepuckert, wierre dr Fahrt nauf schteigt. Zunt [6]) schtieht er of dr deitschen Siewena [7]), un dr heilige Engel denkt all: Nu hoste dei letzt bissel Brut in Leiwa.

Ober wie ne dr Musche Plicks [8]) de Ehs [9]) iwern Kopp schmeißen will, wutsch do bickt er sich, wutscht ne untern Arm wack, gieht of dr deitschen Siewena hin nohch dr Fahrt un schteigt nob. Wierre unten is, guckt er nohch emol su von ohngefahr zurick. Wierre sich umguckt, wos dan Dunnerwatter! de schtieht dr Teifel bei dn Schinderknecht un hot än Schtruhwisch und hältn in dr Ehs nein un zeigt dn Leiten, was kä Gesicht is. Wierre dos ane Weil ahngesahn un sich saht gelacht hot, gieht er mitten dorch dan Rummel Menschen dorch. Käner halt ne ahn, daß er ungeschuren häm kimmt. Do schtoppt er sich äne un guckt zum Fanster naus. Na prost!

Endlich kumme de Leit wieder zurick von der Ecksekuzion. Su wie de ärschten vor sän Haus kumme un sahn, daß dr arme Sinder zum Fanster raus guckt: „Harr Jeses!" schrein de Leit, „dr Dellequent [10]) gieht all wallen! Har leit in sän Fanster un schmökt, daß es pafft!" De ärschten reißen aus wie Schoflader. Ober wie's publiek wärd, daß dr Dellequent zum Fenster naus guckt, kömme immer meh an. Und zuletzt wärd von dan Haus ä Tullmult un ä Schawul [11]), as wenn de Walt zu Grund giehn soll. Har bleit ruhig in Fanster ling un fletscht, as wenn er än Lork [12]) an Schtrick hot. Endlich, wie er sän Spaß lang genung gehat hot, redt er de Leit ahn: „Kinnersch un ihr Leit; Wos hotter denn vier? Seid doch gescheit! Kummt doch rein! Ich bin doch kä Geschpenst! Ä Geschpenst kann doch net schmöken. Un de Geschpenster giehn doch ahch an Tohk [13]) net wallen. Ober käner hot den Hannel getraut. Drim is a käner zune ins Haus ganga.

[1]) Kreis. [2]) Henkersknechte. [3]) Bibel. [4]) Schüler. [5]) Singknaben. [6]) schon. [7]) Der Galgen. [8]) Der Henker. [9]) Öse. [10]) Verbrecher. [11]) Gewühl. [12]) Frosch. [13]) Tag.

Eendlich kimmt a sei Kamerad. Dar faßt sich ä Harz un redt ne ahn: „Bengel, bistes oder isses dei Gäst?" — „Ach, sei doch gescheit! Wenn' mei Gäst wär, kännt ich ju net schmöken." — „Ja, sah mant, Bengel, was de gemacht hast? Du hängst ju leibhaftig an Galling!" — „Is net wahr!" — „Harr Jeses, hoste denn mit dn Teifel ä Verbindnis gemacht?" — „Ach, Schwatzewark! Wenn ich mit dn Teifel ä Verbindnis gemacht hätte, wier dar mich hie sitzen lassen? Kumm rein, su will ich dersch verzehln." — Na, su gieht denn sei Kamerad nein zune in de Schtuh, un weil alle Leit sahn, daß ersch salwer is un net sei Gäst, so kumme se ah rein, daß die Schtuh geschtoppet vull wärd. Und do hatt er allen Leiten de Geschichte von vornst ahn verzehlt, wie ich se eich verzehlt hah. „Ober wie is doch des mant mieglich?" saht sei Kamerad, „du sitzt hie un labst, un mer hahn dich doch alle an Galling bummeln sahn un net än Schtruhwisch." — „War wäß, wos ihr gesahn aht. Satt doch noch emol zu, ob ihr mich noch drahn satt!" Genung, es giehn weche hin nong Galling. Was sahn se? Än Schtruhwisch! —

Satt! su is mei Barkmann dismol noch mit an blau Ahg dervon gekumme ober ihr gläbt mersch, daß er zitter dar Zeit dn Teifel net wieder geporrt hot. Un ihr tut ahch an gescheitesten, wenner su was unterwahng lott. Denn wener dn Teifel an dr Wand mohlt, su kimmt er.

Georg Schulze

23.

Der Wassermann

Wenn man von Zellerfeld nach Schulenberg geht, so sieht man rechts vom Wege, wo man eben in den Wald hineintritt, ein Tal, das das Langertal heißt. Oben am Ende desselben liegt hinter einem durchfurchten Teichdamm ein Teich, der der Langerteich genannt wird. In diesem Teiche hat der Wassermann vor vielen Jahren seinen schönen Kristallpalast gehabt. Wie er daraus vertrieben wurde, das wird so erzählt:

Einstmals gehen zwei Mädchen aus Zellerfeld nach dem Langertal und wollen trockenes Holz holen. Beide waren jung und hübsch. Als sie nun auf den Teichdamm treten, steigt aus dem Wasser ein Mann halb heraus; sein Haar ist grün und trieft von Wasser, seine Brust

ist breit und hochgewölbt und sein Gesicht freundlich und gut. Obgleich sich die Mädchen erst erschreckt haben, freuen sie sich doch über ihn. Der Mann hat eine Rolle Band in der Hand, das glänzt und spielt in allen Farben. Dies Band wickelt er los und läßt es vom Winde den Mädchen über das Wasser zuwehen. Als die Spitze den Damm erreicht, wo die Mädchen stehen, winkt er ihnen, das Band zu fassen. Das älteste Mädchen greift gleich zu und wird auch in demselben Augenblick an dem Bande, das es nicht wieder los machen kann, ins Wasser hinabgezogen, ohne daß das andere Mädchen es ändern kann. Mit dem Mädchen verschwindet aber auch der Wassermann in der Tiefe.

Das zurückgebliebene Mädchen läuft nach Haus und erzählt dem Vater des verunglückten Mädchens, was passiert ist! Der ruft gleich seine sieben Söhne, jeder versieht sich mit Kratze und Trog und einer Axt, und fort geht's nach dem Langerteiche. Als sie aber hingekommen, sehen und hören sie nichts von dem Mädchenräuber. Da spricht der Vater: „Kommt, laßt uns den Damm durchgraben, daß das Wasser aus dem Teiche fließt, dann werden wir auch den Dieb darin finden!“ Mit aller Kraft und Eile beginnen sie die Arbeit, und in kurzem fließt das Wasser schon durch die Rinne und hilft den Damm durchbrechen. Das Wasser rinnt zusehends ab, und schon sieht die Spitze eines Kristalldaches aus der Oberfläche des Teiches, und noch immer arbeiten die rüstigen Männer weiter. Endlich gehen sie mit ihren Äxten an den Berg und hauen große Tannenbäume um. Diese prasseln mit Gekrach den steilen Abhang hinunter, werden auf den Teichdamm hingezogen und dann in den Teich auf das Dach des Kristallpalastes geschoben. So ist bald die Brücke gezimmert und der älteste Sohn geht mit seiner Axt im Arm darauf hin. Nach wenigen Schritten steht er oben auf dem Kristalldach und schaut hinab in die Räume des Wassermanns. Da sieht er, wie seine geraubte Schwester in den Armen des Unholds zusammenschrumpft und wie der Wassermann sie in eine gläserne Flasche tut und die Öffnung verschließt. Augenblicklich aber schlägt der Bergmann das Dach mit seiner Axt ein; es entsteht ein furchbarer Donner, und dabei steigt der Wassermann wie ein blauer Nebel aus dem zertrümmerten Dache in die Luft und verschwindet.

Zwei von den Brüdern, die am beherztesten gewesen sind, steigen nun in das Innere des Kristallpalastes und eilen gleich zu der gläsernen Flasche, in welcher ihre Schwester in ein kleines Herz verwandelt ist, das aber noch schlägt. Der eine der Brüder nimmt die

gläserne Kapsel von der Flasche, und in demselben Augenblick steigt eine kleine Flamme aus dem Gefäß empor. Diese vergrößert sich mehr und mehr, nimmt dann die Gestalt eines Menschen an und wird endlich die geraubte Schwester, wie sie leibt und lebt. Voll Freude nehmen die Brüder das überglückliche Mädchen und tragen es aufs Trockene. O, wie freuen sich alle, und der Jubel über die Rettung ist ohne Ende! Alle danken Gott innig dafür.

Hierauf aber sagt das Mädchen, ihre Brüder möchten sich auch deren erbarmen, die noch da unten in ebensolchen Flaschen schmachten. Da gehen die Brüder hinunter in das Haus des Wassermannes, jeder rettet ein Mädchen und trägt es aufs Trockene; es sind im ganzen sieben wunderschöne Jungfrauen gewesen. Als nun alles, was Leben hat, aus dem Palast gebracht ist, da wird das prächtige Haus auf den Rat des Vaters mit Äxten zertrümmert. Ein jeder aber, der daran mit geholfen hat, nimmt ein Stück von der Kristallwand mit heraus. Dann verlassen alle den Teich. Jeder der Brüder hat das Mädchen angefaßt, das ihm am besten gefiel; acht sind hingegangen voll Trauer und Herzeleid, sechzehn sind wiedergekommen voll Jubel und Fröhlichkeit.

Kurze Zeit nach dieser wunderbaren Rettung wird ein Hochzeitsfest gehalten in Zellerfeld, wie es seit der Zeit nicht wieder vorgekommen ist; denn das gerettete Mädchen wird mit seinem Bräutigam und die sieben Brüder mit ihren geretteten Bräuten auf einen Tag ehelich verbunden. Als man am Abend, da die ganze Gesellschaft in einem großen Saale versammelt ist, auf die wundersame Begebenheit zu sprechen kommt, will man den fremden Gästen auch den Beweis davon geben, und jeder der glücklichen jungen Ehemänner holt das Stück Wand her, das er sich vom Kristallpalast des Wassermanns abgeschlagen hat. Da entsteht aber neue Freude und Bewunderung; denn die großen dicken Eisplatten haben sich in schwere Silberplatten verwandelt, und dadurch ist die ganze Familie wohlhabend geworden.

Seit der Zeit hat sich der Wassermann nie wieder im Langerteich sehen lassen. So oft man dahin kommt und den Teichdamm ansieht, der jetzt noch durchbrochen ist, und das Wasser, das noch immer so unheimlich aussieht, denkt man jedesmal mit Schrecken und Freude an diese Begebenheit.

August Ey

24.

Der Bergmönch in der Flasche

Ein Bergmann aus Zellerfeld arbeitete einmal auf seinem Gedinge und schoß ein Loch, das ungewöhnlich herauswarf. Beim Wegräumen hört er eine feine Stimme, wußte aber nicht, wo sie herkam. Er horchte und guckte und sah endlich ganz unten in dem Loch eine Art gläsernes Gefäß stecken, daraus kam eine Stimme. „Hilfe! Hilfe! Rette mich!" rief es. Er nahm das Gefäß heraus, besah es und wurde ein kleines menschenähnliches Ding darin gewahr, das sprang auf und nieder und gab dem Bergmann die himmelsbesten Worte, er sollte es aus seinem Gefängnis erlösen. und sagte: „Erbarme dich, es soll dein Schaden nicht sein!" Endlich nahm der Knappe sein Fäustel, klopfte leise an das Glas, und im Augenblick zersprang es, und das kleine Wesen hüpfte auf die Erde, wuchs und wuchs, bis es der Bergmönch war und groß und furchtbar vor dem Mann dastand. Und der Bergmönch sprach: „Es ist dein Glück, daß du mich herausgelassen hast, sonst wäre es dir schlecht gegangen. Aber weil du meine Bitte erfüllt hast, will ich dir einen Spiegel schenken; das ist ein Bergspiegel, damit kann man reiche Erzlager in der Erde liegen sehen; auch kann man mit ihm jederzeit erkennen, ob die Arbeiter in der Grube fleißig oder faul sind. Und alles, was zum Bergbau gehört, kannst du damit verwünschen; jeder Wunsch, den du der Art tust, geht dir sofort in Erfüllung. Brauchst du ihn aber zu anderm Zweck, so wird dein Spiegel verschwinden, und im selben Augenblick ist's um dich geschehen. Sage niemand, von wem du das Kleinod erhalten hast. Tue, was ich dir befohlen, und du wirst mich segnen. Glückauf!" Damit war der Bergmönch verschwunden.

Als die Schicht zu Ende war, fuhr unser Bergmann in eitel Glück und Freude heraus, verwahrte das Geschenk wie ein Heiligtum und tat es in ein Kästchen mit Baumwolle. Das ist am Freitag abend gewesen. Am folgenden Morgen, als die Sonne über Berg und Tal schien, ging er, seinen Bergspiegel in der Tasche, nach dem Einersberge hinaus, dort wo der Berg vom Innerstetal begrenzt wird. Da holte er seinen Spiegel hervor, blickte hinein und sah nicht weit von der Stelle einen mächtigen Erzgang an dem Berge hinstreichen und einen Punkt, wo er tief und breit eine große hellglänzende Silber-

ader, gleich einem großen silbernen Aale, in sich schloß und beinahe zu Tage aussetzte.

Jetzt war er von der Güte seines Bergspiegels überzeugt. Er richtete auf den Grenzen, wo der Gang am mächtigsten war, große Steine auf, legte Äste im Kreuz darüber und machte sich seelenvergnügt auf den Heimweg. Als er hinter Zellerfeld bei der damaligen Grube, die „Treue" geheißen, ankam, ging eben das Treiben an, und er nahm seinen Spiegel heraus, um zu sehen, was die Bergleute inwendig anfingen. Da lag der Kunstknecht auf der Strecke und schlief, und derweil gingen die Wasser in den Schacht hinein und richteten großen Schaden an. Die Anschläger [1]) dagegen arbeiteten tüchtig. Der Gaipelaufseher hatte sich auf die Bank hingestreckt und schnarchte, während der Ausrichter einen Strich nach dem andern mehr auf das Kerbholz schnitt, als sie Tonnen getrieben hatten.

Zugleich zeigte der Spiegel dem Knappen, wie in gerader Richtung abwärts am jenseitigen Bergabhang großartige Ringe von Erzen im Gange lagen und von da zu der „Treue" eine tüchtige Silberschnur sich zog. Auch hier merkte er sich die Stelle durch Steine und Kreuze, ging dann in seine Wohnung und stärkte sich durch ein kleines Frühstück. Darauf begab er sich zum Oberbergmeister und erzählte dem von seiner Entdeckung. Er erbot sich zugleich, die Stelle zum Einschlagen anzugeben, wenn man ihn auf der neuen Grube zum Steiger machen würde. Der Oberbergmeister versprach ihm das; nur, meinte er, müsse die Grube erst aufgenommen sein und gut einschlagen. „Nein", sagte der Bergmann, „kennt man erst den Fleck, so bleibt das Erz nicht aus, wohl aber kann meine Anstellung ausbleiben und ganz vergessen werden. Entweder — oder! Glückauf!" Damit wollte er fort, aber der Oberbergmeister wollte sich das Erz nicht entgehen lassen und machte ihn auf der Stelle zum Steiger, mit der Bedingung, daß er wieder zurücktreten müsse, wenn man nicht bald Erz auf der Grube fände. Der Bergmann war aber seiner Sache ganz sicher, sagte schönen Dank für die Beförderung, wünschte Glück zum Neubau der Grube und ging. Acht Tage darauf stand schon der Gaipel, und man hatte unter dem Rasen das schönste Stuferz gefunden. Die Grube wurde „Silberner Aal" genannt und gab die reichste Ausbeute.

Jetzt wurde auch das Bergamt auf diesen Bergmann aufmerksam und befragte ihn nach anderen solchen Aufbrüchen. Da wies er den Gang „Ring- und Silberschnur" an und wurde über beide Werke

[1]) Leute, welche die Tonnen füllen.

Geschworener. Er war nun Tag und Nacht tätig, und besonders die Grube am Einersberge wollte er recht in Flor bringen; da wollte er einmal zeigen, daß er mehr konnte als die andern. Wenn ein Bergmann unehrlich oder nachlässig war, der Geschworene wußt' es jedesmal aufs Haar genau, und niemand konnte sich erklären, wie er dahintergekommen war. Der reichen Ausbeute wegen glaubten die Leute sich auch mal eine gute Stunde machen zu dürfen; aber jedesmal wurden sie dafür belangt; dadurch wurden sie nun erst wirklich unlustig zur Arbeit. Jetzt half kein Schelten und Strafen mehr. Bald merkte man im Bergamte, daß die Grube nicht mehr so viel Erz förderte als sonst, und nun wurde dem Geschworenen eine bestimmte Menge Erz vorgeschrieben, die er liefern sollte, bei Strafe der Absetzung. Als aber die Leute das hörten, da legten sie's um so mehr darauf an, ihren gestrengen Geschworenen los zu werden. Und nun war er natürlich erst recht nicht imstande, zu leisten, was das Bergamt von ihm verlangte, und das Ende vom Liede war, daß er wirklich abgesetzt wurde. Kaum hatte er das Schreiben in Händen, das ihm seine Entlassung ankündigte, so steckte er es nebst seinem Bergspiegel zu sich, fuhr ganz bitterböse in die Grube hinein und sagte den Bergleuten, daß er von heute ab ihr Geschworener nicht mehr wäre. Die machten darüber gar keine traurigen Gesichter; er merkte ihnen wohl ihre Freude an und sprach voll Zorn: „Das wird euer und der Grube Glück nicht sein! Ihr seht mich nicht wieder!" Damit fuhr er hinaus, trat vor den Gaipel, zog seinen Bergspiegel aus der Tasche, sah ihn an und sprach: „Spiegel, tue deine Wirkung! Grube, von diesem Augenblick an sei verflucht! Das Erz in dir verwandle sich in Berg. Ort, Strecken, Schacht und Gaipel, ja der Haldensturz verschwinde von der Erde! Alle, die darin arbeiten, sollen in ewiger Nacht begraben sein, und kein Mensch soll dich, Grube, wieder aufnehmen und finden können! Nur der Mann, der das dritte absteigende Glied von mir und am Sonntag unter der Predigt geboren ist und der einen schwarzen Pudel hierher bringt, welcher in der Johannisnacht zwischen elf und zwölf Uhr geboren wurde und kein weißes Haar an sich hat — wenn der Mann den Pudel hier zur Stelle liefert und spricht:

Hier ist der Hund,
Nun lös' den Bund!

dann sollst du, Grube, von dieser Verwünschung erlöst sein. Zuweilen sollst du einem Menschen erscheinen und von deinem Dasein Kunde geben."

Als er diesen Fluch ausgesprochen hatte, stürzte alles, was zur Grube gehörte, zusammen und ist bis heute von der Erde verschwunden; auch von dem Geschworenen hat man nichts wieder gesehen und gehört. —

Lange Zeit hernach suchte einmal ein Bergmann im Einersberge gelbe Schwämme, und sein Hund, ein schwarzer Pudel, ging mit. Ohne es zu wissen, kam er gerade auf den Fleck, wo die Grube gewesen war, da drängte sich der Hund ängstlich an ihn und leckte ihm die Hand. Der Mann sagte: „Nun, was willst du denn?" Im selben Augenblick stand über ihm ein Gaipel, und neben ihm tat ein Schacht sich auf, und Schachtnebel stiegen daraus auf, die rochen, als kämen sie von verwesten Menschenleibern her. Den Bergmann überlief's eiskalt, und er rannte aus dem Gebäude, ohne sich nach seinem Hunde umzusehen. Der aber sprang wie besessen nach dem Schacht und schaute hinein. Als der Bergmann ein Stück Weges zwischen sich und dem Spuk hatte und seinen Pudel rufen wollte, gewahrte er, wie zwei Gestalten in Geschworenenkleidung, schrecklich anzusehen, nebelhaft aus dem Schacht aufstiegen, das Tier faßten und in zwei Stücke zerrissen und im Augenblick an den Tannen aufhängten. Gaipel und Schacht mit allem, was dazu gehörte, war wieder verschwunden.

Der Bergmann ging nach Hause, noch ganz erschrocken über die Begebenheit und traurig über seinen guten Hund, und als nun seine Bekannten ihn fragten, was er hätte, und hörten, wie es ihm ergangen war, da sagten ihm die, das wäre der Bergmönch gewesen und der Geschworene von der verwünschten Grube, und erzählten ihm die ganze Geschichte. Nun ärgerte er sich, daß er das nicht eher gewußt und nicht durch den Spruch:

Hier ist der Hund,
Nun lös' den Bund!

die Grube in seine Gewalt gebracht hatte.

Seit der Zeit hat niemand die Grube wiedergefunden, und ist auch keiner dagewesen, der sie hätte wieder aufnehmen können.

Paul Zaunert

26.

Die Rehberger Klippen

Vor Zeiten hauste in der Nähe von St. Andreasberg ein wilder Jägersmann, dessen einzigste Lust das blutige Waidwerk war. Täglich jagte er mit seinem Troß durch den Harzwald, daß von dem Bellen der Hunde und dem Schall der Hörner das Gebirge widerhallte. Selbst am Sonntag vermochte er seine Jagdlust nicht zu zügeln. Ein frommer Einsiedler ermahnte ihn, von seinem



sündlichen Treiben abzulassen. Aber er hörte nicht auf die Worte des Greises, und der Eremit schlich betrübt nach seiner Klause zurück.

Es war an einem schönen Oktobersonntag. Schon senkte sich der Abend auf das Gebirge hernieder, und tiefes Schweigen lag auf der ganzen Gegend. Ein Reh von schneeweißer Farbe trat vorsichtig aus dem Gebüsch. Plötzlich hob es erschreckt den Kopf empor; denn der Ton des Jagdhorns hatte sein Ohr getroffen. Mit jähem Sprunge suchte es ins Dickicht zu entkommen; doch schon waren ihm die kläffenden Jagdhunde auf der Spur. Durch Berg und Tal, über Stock und Stein flog das erschreckte Tier dahin, aber immer näher erscholl Hundegebell und Hörnerklang. Der Boden erdröhnte unter dem Hufschlag der Rosse, die Berge hallten wider vom Hallo der Jäger, die mit wilder Gier das seltsame Tier verfolgten. Mit Aufbietung der letzten Kräfte erreichte das gehetzte Reh endlich den steilen Gipfel der nach ihm benannten Rehberger Klippen. Da blieb es schaudernd

stehen, denn vor ihm zeigte ich ein tiefer Abgrund. Schon schnaubten die wilden Rüden dicht heran, da wagte das Tier in seiner Todesangst den gefährlichen Sprung und verschwand in der schaurigen Tiefe.

Doch siehe, wunderbare Helle strahlte aus dem Abgrund empor; ein Lichtkreis umschimmerte das gequälte Tier, und, wie von Engelshänden getragen, kam es unversehrt hinab ins Tal. Die Jäger samt Rossen und Rüden eilten ihm nach und stürzten dröhnend in die düstere Schlucht. Mächtige Granitblöcke rollten ihnen nach und begruben die zerschmetterten Leichname.

Seit jener Zeit ist es nicht geheuer in diesen Bergen, besonders um die Mitternachtsstunde, wenn der Uhu seinen schauerlichen Ruf erschallen läßt und das Mondlicht die düsteren Fichten in graue gespenstige Gestalten umwandelt, da huschen riesige Jägergestalten durch das Gebirge; in den dunklen Tannen beginnt es zu flüstern und zu brausen, und ein dumpfes Getöse rauscht heran wie schwellende Meereswellen.

Nach W. Görges

25.

Die verschütteten Silbergruben

Die reichsten Silberbergwerke am Harz waren die schon seit langen Jahren eingegangenen beiden Gruben: Der große Johann und der goldene Altar bei Andreasberg. Davon erzählte man folgende Sage:

Vor Zeiten, als die Gruben noch bebaut wurden, war ein Steiger darüber gesetzt, der hatte einmal, als der Gewinn sehr groß war, ein paar reiche Erzstufen beiseite gelegt; denn er dachte, wenn der Ertrag schlechter und ärmer sein würde; so wollte er damit das Fehlende ersetzen, um immer gleichen Gewinn hervorzubringen. Was er so in guter Abicht getan, das ward von andern, die es bemerkt hatten, als ein Verbrechen angesehen. Der Steiger wurde von ihnen angeklagt und vom Gericht zum Tode verurteilt.

Als er nun niederkniete und ihm das Haupt abgeschlagen werden sollte, da beteuerte und beschwor er nochmals seine Unschuld und sprach: „So gewiß bin ich unschuldig, als mein Blut sich in Milch verwandeln und der Bau der Grube aufhören wird. Wenn in dem

gräflichen Hause ein Sohn geboren wird mit Glasaugen und mit Rehfüßen und er bleibt am Leben, so wird der Bau wieder beginnen; stirbt er aber nach seiner Geburt, so bleiben die Gruben auf ewig verschüttet."

Als nun der Scharfrichter den ersten Hieb getan hatte, da sprangen zwei Milchströme statt des Blutes schneeweiß in die Höhe und bezeugten des Steigers Unschuld. Auch die beiden Gruben gingen alsbald ein. Nicht lange nachher ward ein junger Graf mit Glasaugen und Rehfüßen geboren, aber er starb gleich nach der Geburt, und die Silbergruben sind nicht wieder aufgetan, sondern verschüttet geblieben bis auf den heutigen Tag.

Grimm

27.

De wille Jagd

(Unterharzische Mundart)

„Mihn Vader, mihn Vader, horche mal ruht,
Dat huhlt da butten, dat huhlt sau luht;
Dat bellt und schtampt, dat gröhlt und brüllt
Hoch öwwer den Böhmen grulich un wild!" —

„Mihn Kind, dat is ne böse Nacht,
Mihn Kind, dat is ne wille Jagd!
En Vaderunser, drei Krieze ant Dohr,
Gottlow, nu sind we sicher dervor!
Nu kann de Schpauk tau uns ni rin;
Nu legg deck to Bedde, mihn Kind, schlap in!"

„Ja schlapen, schlapen bi saunem Gebruhs?
De Fenster bewwern, et bewwert dat Hus.
Et is, as rullte de Dönnder sau hart,
Dei Teilen dei rattern, dei Danne dei knarrt.
Gebell un Geschricht un Pietschenknall
Und willes Raupen all öwerall." —

Doch endlich schwicht et; de dulle Schpauk
Fohrt treckt e öwwer Wohld un Brauk.

Wiet um is soite, deipe Ruh,
Ahn' Himmel flimmern de Schtären sau gluh;
De Mahnd de schpeigelt sienen Schtrahl
In 'n Beeke ahf in 'n Wieschendahl,
Un Grahs un Blaumen weifeln in'n Wind:
„Nu schlape ruhig, schlap in, mihn Kind."

J. G. Kohl

28.

Die Walpurgisnacht auf dem Blocksberge

Wenn der Monat April mit seinen Schneestürmen vorüber ist, in der Nacht zum 1. Mai, der sogenannten Walpurgisnacht, da ziehen von allen Seiten die Hexen und Hexenmeister zum Blocksberg, um dort mit dem Teufel ein großes Fest zu feiern. Wie der Wind sausen sie durch die Luft auf Besenstielen und Ofengabeln, Butterfässern und Baumstämmen, Ziegenböcken und Katzenschwänzen, oder auch auf Menschen, die sie unterwegs antreffen. Die meisten setzen sich rücklings auf ihre Reittiere, das sie nehmen, wo sie es gerade finden; doch dürfen sie keinen Stall betreten, der durch drei Kreuze geschützt ist. Einige bestreichen die Besenstiele vorher mit Hexensalbe und reiben sich selbst damit ein; andere sprechen:

„Fahr hin,
Nach dem Blocksberg steht mein Sinn!"

oder sonst einen Zauberspruch, und im Hui! fliegen sie durch den Schornstein dem Blocksberge zu.

Wen es gelüstet, die seltsamen Reiter zu erspähen, der umgürte seine Brust kreuzweise mit einem hanfenen Seile und setzte sich still auf einem Kreuzwege unter zwei aneinander gelehnte Eggen. Doch wehe! wenn auch nur ein Zipfel seines Rockes hervorschaut, so ist er verloren. Das vorübersausende Gesindel reißt ihn mit sich hinweg, treibt allerhand Schabernack mit ihm oder dreht ihm gar den Hals um. — Gelingt es ihm aber, unbemerkt einer Hexe ihr Sprüchlein abzulauschen, so mag er sich ruhig mit einschleichen in das Gebiet der höllischen Geister auf des Harzgebirgs düsterem Gipfel.

Dichte Nebel umhüllen die verkrüppelten Fichten und die wunderlich gestalteten Klippen des Blocksberges mit dem Zauberschleier der Nacht. Aus den Brockenmooren tauchen bläulich flimmernde Irrlichter empor, und halb verfaulte Baumstämme schimmern in blassem, unheimlichem Gefunkel. Da plötzlich erbraust ein gewaltiger Sturm um das kahle Haupt des Berges; die ersten Hexen rasen heran, und das Geschrei der von ihnen aufgescheuchten Nachtvögel wird übertönt von ihrem schauerlichen Gesang:

„Die Hexen zu dem Blocksberg ziehn,
Die Stoppel ist gelb, die Saat ist grün,
Dort sammelt sich der große Hauf,
Herr Urian sitzt oben auf."

Sind alle die unholden Geister oben auf dem Brocken angekommen, so kehren sie mit den Besen den Schnee weg, der am 1. Mai noch den Gipfel des Berges bedeckt. Bald flackert ein lustiges Feuer empor, das mit den Ofengabeln zu lodernder Glut entflammt wird. Der Teufel besteigt dann seine Kanzel und hält vor der zahlreichen Versammlung eine zündende Rede. Inzwischen ist auf dem Hexenaltar ein weithin duftendes Mahl bereitet, an dem alle erschienenen Hexen und Hexenmeister teilnehmen; den Wein dazu liefert der Hexenbrunnen. Ein großes Hexenbankett bildet den Schluß des Festes. Der Teufel geigt auf einem Pferdekopf oder pfeift auf einem Katzenschwanz, und in wildem Reigen umkreisen die Hexen und Zauberer ihren Herrn und Gebieter und schwingen die flammenden Feuerbrände hoch empor. Bald wird auch der Satan selbst mit in den wüsten Trubel hineingezogen. Er sucht sich die schönsten der Hexlein aus und schwingt sie in wirbelndem Tanz, bis sie ermattet zusammenbrechen. —

Wenn in den Tälern die Hähne krähen und das erste Morgenlicht seinen Schimmer um den Brocken ergießt, verschwindet der tolle Spuk; und wie die Unholden gekommen sind, so fliegen sie wieder von dannen, und bald ist ihre Spur verloren.

Nach Grässe, Günther u. a.

29.

Der Hexenritt

Ein Bergmann hat immer darüber gespottet, wenn die Leute gesagt haben: „Die Hexen reiten in der Walpurgisnacht nach dem Brocken." Öfter hat er dann gesagt: „Wenn mir nur einmal solch altes Tier in die Quere käme, ich wollte es schmeißen, es sollte die Beine aufkehren! Was will denn solch ein Gerippe von altem Weibe, das nur aus Haut und Knochen zusammengesetzt ist, gegen unsereinen." — „Na, na", spricht die alte Nachbarin, die nebenan gewohnt hat, „Napper, Napper, su wos Lächtes iß es doch net, su 'ne Reiterin obzeschmeißen, nammt Ich am Wulperschohmd in acht!" — „Possen, nichts als Possen", hat er dann gesagt, „ich will ihr's schon geben, daß ihr das Reiten vergehen soll!" Darauf hat die Alte geschwiegen. Nun kommt die Walpurgisnacht. Den Abend wird knallig geschossen; es ist gewesen, als wenn der Feind angekommen ist; mit Katzenköpfen, Flinten, Büchsen und Pistolen. Jeder hat sein Knalleisen an dem Abend tüchtig gebraucht, und je stärker es geknallt hat, desto mehr hat man sich darüber gefreut. Den Abend — es ist so gegen neun gewesen — muß der Bergmann anfahren; er hat Order gekriegt, im Schacht hat's gebrochen, er soll dem Ausrichter helfen. Wie er nun auf die Bremerhöhe kommt, da saust denn ein Schwarm alter Weiber heran durch die Luft; das ist ein Geschrei und ein Gejöhl gewesen, als wenn alle Teufel los sind. Eine kommt herunter, stülpt den Bergmann um, er mag wollen oder nicht, und setzt sich auf ihn, und da geht's — hast du nicht gesehen — durch



die Luft fort hinter den andern her nach dem Brocken. Er kann kaum atmen; dabei ist das alte Weib so schwer, daß es ihm die Knochen eindrückt.

Um elf kommen sie auf dem Brocken an, da wird er erlöst; sie steigt ab, und der Bergmann fällt halbtot auf die Erde. Da umzingeln ihn nun die andern Hexen und tanzen um ihn herum, und der Teufel ist auch dazwischen. Dann richten sie ihn auf und fragen ihn, ob er auch schweigen könne, oder ob er lieber in Öl gebraten werden wolle? Wer will sich aber gern in Öl braten lassen! Er sagt also, er wolle keiner Menschenseel etwas wieder sagen von den Hexen. Da spricht der Teufel, wenn er sich je ein Wort verlauten ließe, so wäre er ein Kind des Todes. Die Hexen haben dann aber eine Schande getrieben, es ist nicht zu sagen. Wie's nun so gegen Morgen geht, da macht sich der ganze Schwarm wieder auf, und die eine Hexe kriegt unsern Bergmann wieder her, setzt sich drauf, und nun geht's wie unsinnig durch die Luft und zurück bis nach der Bremerhöhe bei Clausthal. Auf der Stelle, wo ihn das Hexenweib gefaßt hat, da geht's wieder nieder, und er ist frei. Ein paar Stunden hat er erst gelegen und hat sich erholen müssen; dann kriecht er langsam nach Hause.

Seine Frau ist schon wieder aufgestanden und will eben fort in den Wald und eine Tracht Holz holen, als er nach Haus kommt. „Ach, Frau", sagt er, „bleib da. Ich hab' eine schlechte Nacht gehabt. Geh hinaus in die Küche und leg ein bißchen Holz in den Ofen; ich habe geschwitzt; daß ich mich umziehen kann." Sie geht hinaus und tut's. Da erzählt er dem Ofen sein Schicksal; seine Frau steht am Ofen beim Einheizen und hört's, kommt herein, sagt aber nichts. Eine halbe Stunde danach kommt auch das alte Weib, die Nachbarin, und spricht: es wär' sein Glück, daß er's dem Ofen und keinem Menschen erzählt hätte, sonst sollte er sehen, wie's ihm ginge. Da wissen sie, daß es eine Hexe gewesen ist.

August Ey

30.

Prinzessin Ilse

Hoch oben am Brocken entspringt ein liebliches Harzflüßlein, die Ilse genannt. In munterem Lauf eilt sie ins Tal hinab und rauscht unweit Ilsenburg zwischen zwei mächtigen Felsen dahin, deren Granitschichten bei einer Erderschütterung voneinander getrennt zu sein scheinen. Der höchste von ihnen heißt der Ilsenstein; sein Gipfel ist durch ein eisernes Kreuz geziert, das der Graf von Stollberg-Wernigerode dem Gedächtnis der Gefallenen aus den Freiheitskriegen errichtet hat.

Vorzeiten stand auf dem Ilsenstein ein schönes Schloß. Darin wohnte der Harzkönig Ilsung mit der Prinzessin Ilse, seinem wunderschönen Töchterlein. Drunten im Tale aber hauste eine Hexe, deren Tochter Trute über alle Maßen häßlich war. Viele Freier waben um Ilse, aber niemand begehrte der Hexentochter.

Einst machte sich ein junger Ritter namens Rolf auf den Weg, um die Hand der schönen Ilse zu werben. Nach langer Irrfahrt kam er zu dem Hause der Hexe und bat um Nachtherberge. Als die häßliche Trute ihn sah, fand sie Gefallen an ihm, und sie bat ihre Mutter, ihn mit Zauberkünsten zu umstricken, daß er bei ihr bliebe. Da braute die Alte aus allerlei Kräutern ein Zaubertränklein und gab ihm das als einen Schlaftrunk. Alsbald wurden seine Sinne verwandelt, daß er der holdseligen Ilse vergaß und sich mit der Hexentochter verlobte.

Nach einiger Zeit aber erkannte er, daß er betrogen war, und es gelang ihm, den unholden Weibern zu entfliehen. Er gelangte nach König Ilsungs Schloß, sah die holdselige Ilse und blieb freiwillig in ihrem Dienste. Auch die Prinzessin gewann den stattlichen Ritter lieb, und da er auch ihrem Vater gefiel, so ward bald darauf die Hochzeit des jungen Paares mit großem Jubel gefeiert.

Als die beiden Frauen drunten im Tal hiervon Kunde erhielten, entbrannten sie in wildem Hasse gegen den Ritter. In der nächsten Walpurgisnacht sandten sie mit Hilfe des Höllenfürsten sündflutähnliche Wassermengen vom Brocken herab gegen Ilsungs Schloß. Die unterwühlten den Fels, bis er und mit ihm das Schloß donnernd zusammenstürzte. Nur Ilse rettete sich auf den Gipfel, der nun das Kreuz trägt. Dort wohnt sie seitdem und durchforscht ruhelos die Talschlucht, um ihren ertrunkenen Gemahl zu suchen.

Wer sie erlösen will, der muß ihr in der Mitternacht des ersten Maitages einen Strauß Waldblumen vom Ilsenstein überreichen; doch sind die richtigen schwer zu finden. Wehe aber dem, der sie zu belauschen wagt, wenn sie sich in dem klaren Wasser ihres Flusses badet! Er wird von ihr in eine altersgraue, mit zottigen Flechten behangene Tanne verwandelt, wie deren schon gar viele ihre Wohnung umstehen.

Nach Grimm, Günther u. a.



31.

Schloß Wernigerode

Südwestlich vom Wernigeroder Schloßberge erhebt sich ein regelmäßig geformter Berg mit beschränkter Hochfläche, die Harburg genannt. Hier wohnten die Grafen von Wernigerode zuerst. Als aber ihr Geschlecht wuchs und ihre Mannen und Hausgenossen sich mehrten, wollte die kleine Harburg nicht mehr ausreichen, und der Graf sprach mit seiner frommen Gemahlin oft vom Bau einer größeren Burg an einem andern Ort.

Einst saßen sie zusammen an einem Sommerabend vor dem Burgtor und freuten sich der herrlichen Landschaft! Da fiel der Blick des Grafen auf den breiten Berg, dessen Gipfel jetzt das herrliche Fürstenschloß trägt, und er sprach: „Stände unsere Burg doch dort auf jenem Berge; dann wäre uns geholfen, und wir könnten sie nach allen Richtungen hin erweitern." Die verständige Hausfrau rief ihrem Gatten, den Schutzgeist des Hauses anzuflehen, daß er ihnen die Mittel verschaffe, sich auf jenem Berge anzubauen, und der Graf beschloß das sogleich in der nächsten Nacht zu tun.

Als nun alles in der Burg schlief und die Turmglocke die Mitternacht verkündete, da beugte der Graf seine Knie vor Gott und empfahl sich und die Seinen dem Schutz des Allmächtigen. Dann trug er dem guten Geist seines Hauses seinen Herzenswunsch vor und bat um Erfüllung desselben, wenn es zu seinem Besten diene.

Kaum hatte er sein Gebet vollendet, so zog ein wundersamer Klang leise tönend durch das Gemach. Das hielt der Graf für ein gutes Zeichen, und er begab sich zur Ruhe. Aber wie erstaunte er am anderen Morgen, als er bei einem Blick durchs Fenster die Häuser der Stadt Wernigerode am Fuße des Berges erblickte! — Der Schutzgeist hatte sich in der Nacht gegen die Burg gestemmt und sie mit den Worten: „Rutsche fort!" nach dem großen, breiten Schloßberge hinübergeschoben. Dort steht sie noch heutzutage, freilich in erneuter Gestalt, und grüßt stolz hinab in das fruchtbare Tal.

Nach Günther und Richter

32.

Der Regenstein

Im fünften Jahrhundert nach Christo soll es gewesen sein, als Melverich, der König der Thüringer, zum Kriege gegen das freie Volk der Sachsen aufbrach. Über die Harzberge kam er mit seinen Scharen nordwärts gezogen, und wo heute Schloß und Stadt Wernigerode liegen, entbrannte der heftige Kampf der beiden Völkerschaften. Mit größter Tapferkeit drangen die Sachsen auf die Feinde ein. Die Thüringer wurden gänzlich geschlagen und mußten sich hinter das Gebirge zurückziehen, das bis auf den heutigen Tag die Grenzscheide zwischen Sachsen und Thüringen geblieben ist.



Überall im Sachsenlande erscholl lauter Siegesjubel, und rühmend und preisend nannte man den Namen des Heerführers Hatebold, der beim Kampfe an der Spitze seines Volkes gestanden. Um sich ihm dankbar zu erweisen, gelobten seine Mannen, ihm eine Burg zu bauen an der Stelle, die er sich erwählen würde. Da schaute Hatebold auf zu den Harzbergen, die schroff und steil aus der Ebene aufragten, und als er die aus mächtigen Felsen getürmte Bergreihe, auf der jetzt die Trümmer des Regensteins liegen, erblickte, rief er in der sächsischen Mundart, in der „Rege" Reihe bedeutet, aus: „In jene Regen Steine, die so stolz ins Tal ragen, lasset uns eine Burg bauen!"

Und so geschah es. In das Gestein selbst höhlte man Hallen und Gemächer, Keller und Burgverließ und schuf eine uneinnehmbare Felsenfestung, deren Reste noch heute vorhanden sind.

Einst wurde von dem Grafen von Regenstein im feuchten, schaurigen Burgverließ ein Edelfräulein gefangengehalten. Ihr Vater war der Besitzer der benachbarten Heimburg. Frühe hatte sie das Minnewerben eines jungen schönen Ritters erhört und sich mit ihm verlobt.

Kurze Zeit darauf lernte sie der Regensteiner kennen. Sein Herz entbrannte sofort in Liebe zu dem schönen Mädchen, das aber alle

seine Anträge abschlug. Da bemächtigte er sich ihrer mit Gewalt und brachte sie auf den Regenstein. Er hoffte, sie würde dort, wo kein Entrinnen war, sich ihm in Liebe ergeben und die Seine werden.

Aber das edle Mädchen gedachte des Versprechens, das sie ihrem Bräutigam gegeben, und weder Bitten noch Drohungen vermochten sie zu bewegen, des Regensteiners Wünsche zu erfüllen. Da ließ sie der erzürnte Graf in jenes schaurige Felsengefängnis werfen, in das weder Sonne noch Mond zu dringen vermochte.

Die Unglückliche führte dort ein elendes Dasein. Da kam ein mächtiges Sehnen nach Licht und Freiheit über ihre Seele, und mit der Kraft der Verzweiflung versuchte sie den mürben Sandstein der Felswand zu durchbohren. Mit dem goldnen Ringelein, das ihr Geliebter ihr gegeben, begann sie in dem feuchten Gestein zu schaben ohne Rast und Aufhören. Oft erlahmten ihre Kräfte bei der mühevollen Arbeit, aber die Hoffnung auf Errettung ließ sie immer wieder von neuem anfangen. Sie bohrte und bohrte mit dem kleinen Werkzeug viele Wochen und Monde lang, bis sie endlich durch eine kleine Öffnung einen schmalen Lichtstreifen schimmern sah. Von neuer Hoffnung beseelt, hatte sie bald die Spalte genügend vergrößert, um durch dieselbe entfliehen zu können, und voller Freude schaute sie hinaus in das Land.

Aber von Schwindel und Schrecken ergriffen, fuhr sie zurück, denn der Felsen fiel senkrecht in das Tal hinab. Sollte alle ihre Mühe vergeblich gewesen sein? Nein, lieber wollte sie den Tod durch Herabstürzen von der steilen Höhe erdulden. Mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte kletterte sie von Stein zu Stein und gelangte endlich, wie von unsichtbaren Händen beschützt, in das Tal und von dort zur Heimburg zu ihren geängsteten Eltern und in die Arme ihres in Treue harrenden Bräutigams.

M. Eichler

33.

Die Teufelsmauer

Als Karl der Große die Sachsen zum Christentum bekehrt hatte, da verödeten die heidnischen Opferstätten, und an vielen Orten erhoben sich Kirchen und Klöster. Darüber ärgerte sich niemand mehr als der Teufel, der von der Höhe des Blocksberg aus Umschau hielt. Als er sah, daß sogar in unmittelbarer

Nähe des Harzes Kirchen und Kapellen erbaut wurden, beschloß er, sein Gebiet durch eine riesige Mauer zu schützen.

In der nächsten Walpurgisnacht begann er mit allen seinen höllischen Genossen eine gewaltige Mauer aufzurichten, die sollte die Grenze bilden zwischen seinem Reiche und dem des Herrn. So türmten sie Felsmassen und Gesteine hoch und fest übereinander zu einem schier unübersteigbaren Bauwerk. Aber was sie in der Nacht aufgebaut hatten, das verlor im Licht der Sonne seinen Halt und fiel wieder morsch zusammen. Schließlich mußte der dumme Teufel einsehen, daß es ihm doch niemals gelingen werde, die Ausbreitung des Gottesreiches zu verhindern.

Sein Werk verfiel bis auf einige Überbleibsel, die bis auf den heutigen Tag unter dem Namen „Teufelsmauer" bekannt sind. Wer von Blankenburg nach Thale fährt, kann sie noch emporragen sehen.

Nach Richter und Günther

34.

Die Roßtrappe

Vor tausend und mehr Jahren, ehe noch die Raubritter die Hoymburg, Lauenburg, Steckelnburg und Winzenburg erbauten, war das Land rings um den Harz von Riesen bewohnt, die Heiden und Zauberer waren, Raub, Mord und Gewalttat verübten. Sechzigjährige Eichen rissen sie samt den Wurzeln aus und fochten damit. Was sich ihnen entgegenstellte, wurde mit Keulen niedergeschlagen. Weiber und Kinder wurden in die Gefangenschaft fortgeschleppt, wo sie Tag und Nacht dienen mußten.

In dem Boheimer Walde hauste damals ein Riese, Bodo genannt. Alles war ihm untertan; nur Emma, die Königstochter vom Riesengebirge, die konnte er nicht zu seiner Liebe zwingen. Stärke noch List halfen ihm nichts, denn sie stand mit einem mächtigen Geiste im Bund. Einst aber ersah sie Bodo jagend auf der Schneekoppe und sattelte sogleich seinen Zelter, der meilenlange Fluren im Augenblick übersprang. Er schwur, Emma zu fahen oder zu sterben. Fast hätt' er sie erreicht; als sie ihn aber zwei Meilen weit von sich erblickte und an den Torflügeln eines zerstörten Städtleins, welche er im Schilde führte, erkannte, da schwenkte sie schnell das Roß. Und von ihren Sporen getrieben, flog es über Berge, Klippen und Wälder

durch Thüringen in die Gebirge des Harzes. Oft hörte sie einige Meilen hinter sich das schnaubende Roß Bodos und jagte dann den nimmermüden Zelter zu neuen Sprüngen auf.

Jetzt stand ihr Roß verschnaufend auf dem furchtbaren Fels, der Hexentanzplatz heißt. Angstvoll blickte Emma in die Tiefe, denn mehr als tausend Fuß ging senkrecht die Felsenmauer herab zum Abgrund. Tief unten rauschte der Strom und kreiste in furchtbaren Wirbeln. Der entgegenstehende Fels schien noch entfernter und kaum Raum zu haben für einen Vorderhuf des Rosses. Von neuem hörte sie Bodos Roß schnauben. In der Angst rief sie die Geister ihrer Väter zu Hilfe, und ohne Besinnen drückte sie ihrem Zelter die ellenlangen Sporen in die Seiten. Und das Roß sprang glücklich über den Abgrund und die spitze Klippe und schlug seinen Huf vier Fuß tief in das harte Gestein, daß die Funken stoben. Das ist die Roßtrappe. Die Zeit hat die Vertiefung kleiner gemacht, aber kein Regen kann sie ganz verwischen.

Emma war gerettet. Aber die zentnerschwere goldene Königskrone fiel während des Sprungs von ihrem Haupt in die Tiefe. Bodo, in blinder Hitze nachsetzend, stürzte in den Strudel und gab dem Fluß den Namen. Hier bewacht er als schwarzer Hund die goldene Krone der Riesentochter, daß kein Gelddurstiger sie heraushole. Ein Taucher wagte es einst unter großen Versprechungen. Er stieg in die Tiefe, fand die Kone und hob sie in die Höhe, daß das zahllos versammelte Volk schon die Spitzen golden schimmern sah. Aber zu schwer, entsank sie zweimal seinen Händen. Das Volk rief ihm zu, das drittemal hinabsteigen. Er tat's, und ein Blutstrahl sprang hoch in die Höhe. Jetzo deckt tiefe Nacht und Stille den Ungrund. Kein Vogel fliegt darüber. Nur um Mitternacht hört man oft in der Ferne das dumpfe Hundegeheul des Heiden.

35.

Die Wunderblume im Selketal

Im Selketal unweit Ballenstedt am Harz, wo die Burg Falkenstein sich erhebt, lebte vor vielen hundert Jahren der junge Schäfer Tidian, ein Sonntagskind. Als er einst am Johannistage seine Herde am Abhang des Berges weidete, fand er eine Blume von wunderbarer Schönheit, wie er sie noch nie gesehen hatte. Er

pflückte sie ab, steckte sie auf seinen Hut und erblickte alsbald mit Staunen eine weit geöffnete Grotte, deren Boden mit schimmerndem Goldsand bedeckt war. Eine Stimme hieß ihn nehmen, soviel er begehre. Da er arm war und ein Mädchen liebte, das ihm dessen Eltern verweigerten, so füllte er seine Taschen und trat fröhlich aus der Grotte, die sich sogleich hinter ihm schloß. Am andern Tage ging er zum Goldschmied in der Stadt, der ihm die wundervoll glänzenden Körner für schweres Geld abkaufte. Von da an fand der Schäfer an jedem Neumond die Grotte offen, vernahm den Spruch und füllte seine Tasche.

Nun wollte sich der Graf von Falkenstein damals vermählen. Er ritt zum Goldschmied und forderte einen Ring von feinstem Golde. Der hieß ihn einen von Tidians Golde nehmen und erzählte ihm auf Befragen, wo dieses herkomme. Der Graf ritt sogleich zum Schäfer, zwang ihm sein Geheimnis ab und holte nun auch von Zeit zu Zeit von dem Golde. Doch je reicher er wurde, desto mehr plagte ihn der böse Geist mit der Furcht. Tidian möchte noch andere zu den Schätzen führen und die Grotte gänzlich leeren. Darum berief er den nichts ahnenden Hirten in sein Schloß, ließ ihn durch zwei Knechte überfallen und grausam blenden. Doch als der Graf am nächsten Neumond wieder in die Grotte trat, vor welcher der Schäfer traurig saß, da rief eine Stimme aus der Tiefe Fluch über ihn, und er kam nie mehr heraus.

Des Schäfers Braut aber heiratete den Blinden und pflegte ihn mit zärtlicher Liebe. Einst als sie am Johannistage mit ihm die Herde hütete, sah sie die Wunderblume am Abhang des Berges und vernahm eine Stimme, die ihr zurief: „Pflücke die Blume und heile deinen Gatten!" Sie brach die Blume, strich damit über Tidians Augen, und alsbald konnte er wieder sehen. Nun lebten sie noch viele Jahre froh und zufrieden beisammen, obwohl die Goldhöhle sich nicht wieder öffnete.

Nach G. Klee

36.

Die Teufelsmühle am Rabenberge

Auf dem Gipfel des Ramberges (zwischen den Tälern der Bode und Selke) liegen teils zerstreute, teils geschichtete Granitblöcke, die man die Teufelsmühle nennt, davon geht folgende Sage.

Ein Müller hatte sich am Fuße des Ramberges eine Windmühle erbaut, der es aber zuweilen an Wind fehlte. Da wünschte er sich oft, wenn er doch eine Mühle hätte, die oben auf dem Berggipfel stände und beständig im Gange bliebe. Menschenhände aber konnten solch eine Mühle unmöglich erbauen.

Weil nun der Müller beständig daran dachte, so erschien ihm der Teufel und sprach: „Ich will dir eine tadelfreie Mühle oben auf dem Gipfel des Ramberges bauen mit sechs Mahlgängen, wenn du mir dafür deine Seele verschreibst." Da antwortete der Müller: „Ja, sie muß aber in der nächsten Nacht noch vor dem ersten Hahnenschrei fix und fertig sein!" Der böse Feind war's zufrieden und begann sofort den Bau. Er türmte Felsen auf Felsen und baute eine Mühle, wie ihresgleichen noch nicht gesehen war.

Als aber der Müller an der geschwinden Arbeit merkte, daß die Mühle noch vor der festgesetzten Zeit vollendet sein würde, reuete ihn sein Vertrag, und er sann auf eine List. Er setzte den schon fertig daliegenden Mühlstein insgeheim auf die runde Seite und ließ ihn den Berg hinablaufen. Als das der Teufel sah, dachte er den Stein noch zu erhaschen und sprang ihm nach. Allein der Mühlstein tat immer einen Satz stärker als den andern, so daß ihm der Böse nicht folgen konnte, sondern ganz bergab mußte, eh' er ihn zu fassen be-



kam. Nun mühte er sich, ihn schnell wieder bergan zu wälzen. Aber er hatte ihn noch nicht ganz oben, als der Hahn krähte und den Vertrag zunichte machte.

Wütend faßte der böse Feind das Gebäude, riß Flügel, Räder und Wellen herab und streute sie weit umher, um dem Müller, der eine beinahe fertige Mühle umsonst zu erhalten glaubte, das Wiederaufbauen zu vereiteln. Dann schleuderte er auch die Felsen rings umher, daß sie den ganzen Ramberg bedeckten. Nur ein kleiner Teil der Grundmauern blieb stehen zum Angedenken jener Mühle.

Grimm

37.

Markgraf Gero

Auf seiner Väter Burg Gersdorf weilte der gewaltige Bekämpfer der Wenden, Gero, wenn er ausruhte von den Mühen des Krieges. In ihren Hallen oder in der Nähe der Burg ist der Schauplatz eines furchtbaren Ereignisses.

Als in der Zeit, da Kaiser Otto am fernen Rheine (im Jahre 939) kämpfte, wendische Völkerschaften im Norden und Osten die Grenzlandschaften des Reiches bedrängten und besonders im Harz- und Nordthüring-Gau die Fesseln abzuschütteln strebten, zog ihnen Markgraf Gero entgegen. Mit starker Hand hatte er bald die Feinde des Vaterlandes gedemütigt und viele Aufstände mit Umsicht und Kraft unterdrückt. Die Fürsten der Wenden waren aber nach der Demütigung, die ihnen geworden, von Rache gegen den Markgrafen entbrannt und trachteten danach, sie bei gelegener Zeit zu kühlen. Viele Versuche, ihm meuchlings das Leben zu rauben, mißglückten; denn das blitzende Auge Geros und sein stets gewaffneter Arm wußten jede Hinterlist frecher Gesellen zurückzuweisen. Aus jeglicher Gefahr rettete Gero sein Leben durch Mut und Entschlossenheit.

Doch vermochte all sein Schaffen und Wirken für das Wohl der eroberten Länder nicht, ihm die Herzen der Wendenfürsten zu gewinnen und ihren alten Haß in Liebe zu verwandeln. Er merkte trotz ihres heuchlerischen Wesens wohl, wie sehr sein Leben in Gefahr schwebe, und vermied alles, was diese Gefahr erhöhen konnte. Die Fürsten drängten sich immer mehr in seine Nähe und wurden ihm

von Tag zu Tag gehässiger. Endlich beschloß Gero, all diesem Treiben ein Ende zu machen.

Er lud dreißig Wendenfürsten zu einer Ratsversammlung und bewirtete sie fürstlich. Das üppige Mahl und der köstliche Wein mundete ihnen, und bald wirkten die starken Getränke auf ihre Sinne. Mehr und mehr stieg ihnen der Wein zu Kopfe. Diesen Zeitpunkt hatte Gero herbeigesehnt. Plötzlich entspann sich ein Streit, und die Schwerter von Geros Freunden blitzten über den Köpfen der Wenden. Unfähig, sich zu verteidigen, sanken sie, von wuchtigen Schwerthieben getroffen, röchelnd zu Boden und färbten den Saal mit ihrem Blute. Nur ein Fürst entrann dem fürchterlichen Gemetzel und brachte die Trauerkunde heim in die Wohnungen der Witwen und Waisen. Eine weite Gruft aber nahm die Leiber der Erschlagenen auf. —

Alljährlich am Tage des Blutbades öffnet sich um Mitternacht das große, breite Grab, und bleichen Angesichts und hohlen Auges steigen die Geister der Fürsten hervor. Blutige Schwerter blitzen im Mondenschein, und dumpfes Geschrei wie: „Wehe!" und: „Rache!" tönt durch die Luft, bis der Schall der Klosterglocken im kühlen Morgenhauche verweht. Dann kehren auch die schaurigen Gestalten in die kühle Gruft zurück. An demselben Tage soll es um Mitternacht auf dem Chore der alten Kirche in Gernrode nicht geheuer sein, und manches Sonntagskind will den greisen Wendenbändiger gesehen haben, wie er dem Grabe entstiegen und nach seiner Stammburg gewandelt sei.

Heinrich Pröhle



38.

Der Mägdesprung

Im Selketale zwischen Ballenstedt und Harzgerode findet sich auf einem hohen Felsen ein zehn Fuß hohes eisernes Kreuz, bei welchem sich im Gestein eine Vertiefung zeigt, die einige Ähnlichkeit mit einer menschlichen Fußtapfe hat. Achtzig bis hundert Fuß weiter läßt sich eine zweite Fußspur erkennen. Wie dieselben entstanden sind, erzählt folgende Sage.

Ein Riesenfräulein kam einst vom Petersberge bei Halle herbei, um sich auf dem Rücken des Harzes zu ergehen. Als sie die Felsen erreicht hatte, die über den Hüttenwerken des Ortes Mägdesprung stehen, blickte sie auf und gewahrte drüben auf der Spitze des Ramberges ihre Gespielin, die ihr mit der Hand zuwinkte. Einen Augenblick zögerte sie, denn das breite und tiefe Selketal trennte sie von dem Ramberge. Wie sie so stand, drückten sich ihre Füße tief in den Felsen, wovon heutzutage noch die Spuren zu sehen sind.

Ein Bauer, der in der Nähe pflügte, spottete ihres Zögerns. Da streckte die Hünin ihre Hand aus, hob den Bauer samt Pflug und Pferden in ihre Schürze und hüpfte dann mit einem einzigen Sprunge über das Selketal hinüber zu ihrer Freundin. Der Bauer aber entwand sich während des Niedersprunges glücklich den Falten ihrer Schürze, und froh, daß er den Erdboden wieder unter seinen Füßen hatte, trat er den Heimweg an.

Nach Grimm und Richter

39.

Der Glockenguß zu Stolberg

Am Hardtwalde bei Steigerthal (im Kreise Ilfeld) steht ein alter Stein, in dem eine Glocke und eine Keule eingehauen sind. Was mag er bedeuten? In Stolberg am Harz wohnte einst ein gar geschickter Glockengießer, und weit und breit erklang von manchem Turm ein liebliches Geläute zur Ehre Gottes, das aus seiner Werkstatt hervorgegangen war. Nun bestellte auch die Stadt Stolberg bei ihm eine Glocke, und voller Freude darüber, daß er seinem Heimatort ein Werk seiner Hände hinterlassen konnte,

machte er sich an die Vorbereitung zum Guß, um eine Glocke herzustellen, die alle anderen, die er geschaffen hatte, weit übertreffen sollte. Aber diesmal wollte ihm der Guß, soviel er auch sann und suchte, durchaus nicht nach Wunsch gelingen.

Verdrießlich unterbrach er seine Arbeit und machte sich auf, um seinen Vater, der ein berühmter Glockengießer in Nordhausen war, um Rat zu fragen. Seinem Gesellen aber befahl er, auf den Tag seiner Rückkehr alles zur Wiederaufnahme des Gusses bereit zu halten. Damit war der Geselle nun bald fertig, und er sann und zerbrach sich den Kopf, warum dem Meister, mit dem er schon so manche schöne Glocke gegossen hatte, diesmal die Arbeit nicht gelungen war. Nach langem Grübeln glaubte er den Grund erkannt zu haben, und nun arbeitete er rastlos Tag und Nacht, um den Meister freudig zu überraschen, und siehe, der Guß gelang vortrefflich.

Doch jetzt mischte sich in seine Freude auch die Besorgnis, ob der Meister seine Eigenmächtigkeit gutheißen werde, und er beschloß, ihm entgegenzuziehen und ihm alles zu gestehen. Er traf ihn am Hardtwalde bei Steigerthal, wie er sich da niedergelassen hatte, um sich von dem anstrengenden Marsche zu erholen. Verwundert schaute der Meister auf, als er den Jüngling ihm entgegenkommen sah, und erkundigte sich nicht ohne Besorgnis, wie es zu Hause stände. Da konnte dieser das Geheimnis nicht länger bewahren, und erzählte dem Meister, wie alles gekommen war, und daß die Glocke nun fertig und wohlgelungen zu Hause stehe. Je weiter er sprach, desto dicker schwollen dem Meister die Zornesadern; die Scham, von seinem Gesellen übertroffen zu sein, wurde zur grimmigen Wut, und ohne zu wissen, was er tat, sprang er auf, ergriff seinen Knotenstock und versetzte dem Jüngling einen so gewaltigen Hieb über das Haupt, daß er lautlos zusammenbrach.

Als er den unglücklichen Gesellen blutüberströmt am Boden liegen sah, da erwachte er aus seinem Zorn; das Entsetzen ob der gräßlichen Tat packte den starken Mann, und von Gewissensangst gejagt, eilte er von dannen. Doch bald kehrte er um und lief denselben Weg wieder zurück; vielleicht war der Unglückliche noch zu retten, der Blutstrom noch zu stillen. Vergebliche Hoffnung — er lag starr und kalt, mit gebrochenem Auge da.

Nun irrte er die ganze Nacht unstät und flüchtig im Walde umher. Als aber der Morgen anbrach, wurde er ruhiger; er wußte nun, was er zu tun hatte. Er ging nach Stolberg und stellte sich dem Ge-

richte, und da er selber alles eingestand, so bedurfte es keiner langen Untersuchung; er wurde zum Tode verurteilt und nach der Hinrichtung an der Stelle eingescharrt, wo er zum Mörder geworden war. Der erschlagene Jüngling aber wurde auf dem Kirchhofe des jetzt wüsten Dorfes Grumbach begraben.

Fr. Günther

40.

Das Ilfeder Nadelöhr

Bei dem Kloster Ilfeld zur linken Hand, gleich bei dem Harzfahrwege, steht aus einem hohen Berg ein starker Stein hervor, der in seiner Mitte eine enge und schmale durchgehende Höhle hat und das Nadelöhr genannt wird. Wenn die Knechte aus Nordhausen und den umliegenden Örtern zum ersten Male in den Harzwald hinter Ilfeld nach Brennholz fahren, so müssen sie mit großer Müh und Beschwerde dreimal durch dieses Nadelöhr kriechen und werden dazu noch beim Ein- und Auskriechen von ihren Kameraden mit Peitschenhieben wacker geschlagen. Wollen sie diese Kurzweil nicht ausstehen, so müssen sie sich mit Geld loskaufen. —

Vom Ursprung dieses Steines erzählt die nachfolgende Sage: In dem felsichten Behrtale lebte auf seiner Burg Graf Ilger von Bielstein und bewachte den Eingang ins Gebirge, den man später die „Porta Ilefeldensis[1]) genannt hat. Ohne Unterschied beraubte und mordete er, was er vor seiner Raubfeste erspähte, und keiner, der die Straße zog, war seines Lebens sicher. Auf allen Gipfeln der Berge, die hier steil und schroff emporragen und die das Volk nach ihrer Form den Gänseschnabel, Mönch- und Brotstein benannt hat, lauerten Wächter des Grafen und taten kund, wann eine Beute nahe war.

So zog auch einstmals Graf Konrad von Beichlingen, ein Sohn des Grafen Otto von Northeim, mit einer kleinen Schar Reisiger durch diese Waldungen nach dem Erbe seiner Väter. Da brach unvermutet der Raubritter aus seiner Burg hervor und tötete den Edlen von Beichlingen mit seiner ganzen Mannschaft, daß auch nicht einer entkam, um die Tat zu verkünden.

[1]) Ilfelder Pforte.

Aber kaum war diese Untat geschehen, so erhoben sich, überdrüssig der vielen bösen Taten, die da über ihren Häuptern verübt wurden, die Berggeister und Kobolde aus ihren Klüften und Felshöhlen, wälzten ungeheure Felsblöcke in das Tal, trieben die Behre aus ihren Ufern, daß Ilgers und seiner Leute Besitzungen gänzlich überschwemmt wurden. Alle Wege waren versperrt; nur eine Öffnung hatte sich in einem gewaltigen Felsen gebildet, ähnlich einem Nadelöhr, durch das man hindurchkriechen mußte, um auf die andere Seite des Tals zu gelangen. Ilger gelobte, zur Büßung seiner Sünden, an dem Orte, wo er Konrad erschlagen, ein Kloster zu erbauen. Alsbald beruhigten sich die Geister des Gebirges, und der Fluß ging ruhig wieder in sein Bett zurück.

Ilger hielt Wort und stiftete das Kloster Ilfeld. Zur Erinnerung an die Begebenheit aber kam der zu Anfang geschilderte Brauch auf.

Nach Grimm und Harrys

41.

Der Abzug des Zwergvolks über die Brücke

Die kleinen Höhlen in den Felsen, welche man auf der Südseite des Harzes, sonderlich in einigen Gegenden der Grafschaft Hohenstein findet, und die größtenteils so niedrig sind, daß erwachsene Menschen nur hineinkriechen können, waren einst von Zwergen bewohnt und heißen nach ihnen noch jetzt Zwerglöcher.

Ein Bewohner jener Gegend merkte einmal, daß seine Feldfrüchte alle Nächte beraubt wurden, ohne daß er den Täter entdecken konnte. Endlich ging er auf den Rat einer weisen Frau bei einbrechender Nacht an seinen Erbsenfeld auf und ab und schug mit einem dünnen Stabe über dasselbe in die Luft hinein. Es dauerte nicht lange, so standen einige Zwerge leibhaftig vor ihm. Er hatte ihnen die unsichtbar machenden Nebelkappen abgeschlagen. Zitternd fielen die Zwerge vor ihm nieder und bekannten, daß ihr Volk es sei, welches die Felder der Landbewohner beraubte, wozu aber die äußerste Not sie zwänge.

Die Nachricht von den eingefangenen Zwergen brachte die ganze Gegend in Bewegung. Das Zwergvolk sandte endlich Abgeordnete und bot Lösung für sich und die gefangenen Brüder und wollte

dann auf immer das Land verlassen. Doch die Art des Abzuges erregte neuen Streit. Die Landeseinwohner wollen die Zwerge nicht mit ihren gesammelten und versteckten Schätzen abziehen lassen, und das Zwergvolk wollte bei seinem Abzug nicht gesehen sein. Endlich kam man überein, daß die Zwerge über eine schmale Brücke bei Neuhof ziehen und daß jeder von ihnen in ein dorthin gestelltes Gefäß einen bestimmten Teil seines Vermögens als Abzugszoll werfen sollte, ohne daß einer der Landesbewohner zugegen wäre. Dies geschah. Doch einige Neugierige hatten sich unter die Brücke gestellt, um den Zug der Zwerge wenigstens zu hören. Und so hörten sie denn viele Stunden lang das Getrappel der kleinen Menschen; es war ihnen, als wenn eine sehr große Herde Schafe über die Brücke ging.

Grimm

42.

Der Tanzteich

Bei Niedersachswerfen, an dem Wolfleber Wege, liegt dicht am Fuße des Mühlberges ein Teich, der Tanzteich genannt; an dessen Stelle hat ebenfalls eine Schenke gestanden. Einst waren hier an einem Sonntagnachmittage Gäste versammelt und ließen's sich bei Bier, Musik und Tanz wohl sein. Da zog ein Gewitter gegen den Mühlberg und hielt über der Schenke. Doch die wilde Gesellschaft wollte nicht aufhören zu tanzen und zu lärmen. Ja, einer ging in seinem Frevelmute so weit, daß er sagte: „Hört einmal, wie der liebe Gott mit den Bierfässern rollt!" Indem fuhr ein Blitz und Donnerschlag hernieder, und die Schenke versank mit allen, die darin waren. Aus dem Abgrund aber quoll ein dunkles, schwarzes Gewässer herauf, das den Tanzteich bildet.

In diesem Teiche lebte früher ein seltsames Ungetüm. Es hatte kein menschliches Angesicht und war über und über mit langen schwarzen Zotteln bedeckt wie ein Pudel. Während sein Unterkörper im Wasser zurückblieb, stützte es die Vorderpfoten auf einen Stein am Ufer und schüttelte das Wasser aus seinen langen traufenden Zotteln. Dann tauchte es wieder in den Teich zurück. Ein fremder Taucher wollte einst das seltsame Geschöpf heraufholen; als er aber in das Wasser kam, war es verschwunden.

Herm. Harrys



43.

Vom Kloster Walkenried

Es war eine junge Gräfin von Lohre, Alheidis, Herrn Ludwigs von Lohre Tochter, die war eine grimmige Männerfeindin. Sie ließ ihre Freier dreimal um die Burgmauer reiten, das brachte gar manchem den Tod. Es fand sich aber doch einer; der das Abenteuer bestand, das war Herr Volkmar, Graf von Klettenberg. Und als sie nun diesen geheiratet hatte, da bereute sie ihre Frevel und Sünden und ward eins mit ihm, ein Kloster zu gründen. Beide reisten nach Köln am Rhein und nach Trier und besuchten die Gräber der heiligen Märtyrer und nahmen aus dem Kloster Kampen siebzehn Mönche mit auf ihr Gut Walkenried. Dort ward im Jahre 1127 ein herrliches Klosterstift nach den Ordensregeln St. Benedikts gegründet, dann aber in ein Zisterziensermönchskloster umgewandelt. Zweitausend Arbeiter hatten rastlos den Bau gefördert, doch soll er dreißig Jahre lang gedauert haben. Die Grafen von Herzberg und

Lauterberg steuerten auch mit zum Klosterbau bei, sie ließen eine Million Steine anfahren. Gar eifrig erwies sich insbesondere die Gründerin Alheidis, sie opferte selbst ihren Schmuck zum Besten des Klosterbaues und legte Segen und Fluch auf ihn, nämlich Fluch für den, welcher den Bau schädigen und das Kloster berauben würde. Der Fluch für solchen unfrommen Räuber lautete: „Verflucht seien alle seine Werke! Verflucht sein Ausgang und sein Eingang! Verflucht sei sein Leben und verflucht sei sein Sterben. Wer ihn begräbt, der werde vertilgt! Verflucht sei die Erde, darin er jenen begräbt, und so der Räuber nicht Buße tut, so bleibe er bei dem Teufel und seinen Engeln in dem ewigen Feuer!"

Wo so christlich gebetet und daneben die verschwenderische Pracht zum Aufbau und Schmuck des Stiftes verwendet wurde, daß man den von Kreuzgängen umgebenden Garten das Paradies nannte, da mußte der Teufel auch dabeisein. Dieser hat sich im Kloster viel zu schaffen gemacht, absonderlich aber seine Tücke im Bauernkriege gezeigt, wo er seine größte Freude daran gehabt, das überaus herrliche Gotteshaus und die wundervollen Klostergebäude aus purer Lust am Frevel zerstören zu sehen, so daß daraus Behausungen der Vögel und Füchse wurden. Die Bauern exerzierten damals mit Waffen gewaltig, und alle Welt sollte ihr lieber Bruder sein. Da war bei der Walkenrieder Bauernwehr ein kecker Schafhirt aus Bartolfelde, hieß Hans Arnold, der war Hauptmann und stolzierte prunkhaft mit Göckelhahnfeder auf dem Schlapphut vor den beiden Grafen von Lohre und Klettenberg her, die in die allerliebste Bauernbrüderschaft gezwungen waren. Drehte sich der Held auf einem Beine um, schwang seinen Spieß und rief: „Siehst du, Bruder Ernst, wie ich Krieg führen und exerzieren kann? Was kannst du denn, hehehe?" — Graf Ernst von Klettenberg antwortete trocken: „Sei zufrieden, Hänsel, das Bier gäret wohl, es ist aber noch nicht im rechten Fasse, da hinein es kommen wird!" — Das war man ein böses Wort, das nahmen die Herren Bauern sehr übel, und es hätte dem Grafen fast Prügel eingetragen. Er hatte aber doch recht gehabt, denn als das Blättlein sich wendete, so kam schon das Bier in das rechte Faß zusamt der Hefe, und ward der Spieß garstig umgedreht, nämlich manchem kecken Bäuerlein im Leibe.

Ludwig Bechstein



44.

Die vier Hufeisen

Graf Ernst von Klettenberg ritt einst an einem Sonntagmorgen zu einem großen Gelag nach Ellrich. Viel waren der geladenen Ritter, die hier um einen Ehrenpreis — tranken; der angesetzte Preis war eine goldene Kette.

Viele Stunden tranken die Ritter, bis einer nach dem andern unter der Last der ungeheuren Humpen erlag. Nur Ernst von Klettenberg stand noch und nahm siegstolz die goldene Kette und hängte sie sich um den Hals.

Drauf wollt' er sich dem Volke als Sieger zeigen. Er wankte aus dem Gemach und befahl, sein Roß vorzuführen. Vier Knappen hoben ihn darauf. So ritt er durch das Städtlein.

Als er durch die Vorstadt kam, hörte er in der Kirche die Vesper

singen. Da ritt er in seinem Taumel durch das offene Kirchtor mitten durch die Gemeinde bis vor den Altar. Aber als das Roß die Stufen des Altars betrat, siehe, da fielen ihm plötzlich alle vier Hufeisen ab, und es sank nieder samt seinem Reiter.

Zum ewigen Andenken wurden die vier Hufeisen an die Kirchtür genagel, wo sie Jahrhunderte lang gesehen wurden. Jetzt werden sie in des Pfarrers Wohnung zu Ellrich aufbewahrt.

H. Harrys

45.

Der Römerstein

Wenn man vom Wiesenbecker Teiche bei Lauterberg über die Hohethür zum Ravenskopf hinaufsteigt, so erblickt man den Römerstein, eine starke Klippe, deren schwarze, zackige Felsen hoch in die Lüfte ragen und den Trümmern einer verfallenen Burg täuschend ähnlich sehen. Keine andere Felspartie im Harze hebt sich so scharf und doch so düster von ihrem Hintergrunde ab; denn den Römerstein umziehen auf der dem Gebirge zugewandten Seite fast halbkreisförmig blendend weiße Alabasterfelsen.

Zwei Reiche stießen hier einst mit ihren Grenzen zusammen, das der Riesen und das der Zwerge. Diese wohnten in den Höhlen der Nachbarschaft, namentlich unter dem Sachsenstein, jene türmten aus Furcht vor den klügeren kleinen Nachbarn aus gewaltigen Felsblöcken die Grenzburg auf, deren Trümmer Römerstein heißen. Da ließ der Zwergkönig zur Gegenwehr der Riesenfeste gegenüber jene unübersteigbare Wand von glattem Alabaster aufführen.

Einst durchstreifte ein blühender Riesenjüngling den benachbarten Harzwald, um einen Hirsch oder einen Eber zu erlegen. Da fand er unter einem Baume eine liebliche Jungfrau schlafend, Ruma, des Zwergkönigs jüngste Tochter. Staunend blieb er stehen, da schlug sie die Augen auf und wollte fliehen. Doch Romar — so hieß der Jüngling — sprach ihr freundlich und ehrerbietig zu; so blieb sie und fand bald Gefallen an der Unterredung mit ihm. Nun trafen sich die beiden, ohne zu wissen und zu ahnen, daß sie feindlichen Völkern angehörten, noch oft auf dem Grenzgebiete, um miteinander zu plaudern; und als Romar sie nach einiger Zeit zur Gemahlin begehrte, sagte die Jungfrau ihm gern die Hand zu, doch wies sie

Und immer mehr Gläubige sammelten sich aus allen Gegenden um ihn her, um die Lehre des frommen Bekehrers zu vernehmen.

Aus der Höhlung in der schroffen Felswand aber entstand das uralte Gewölbe der Steinkirche mit ihrer Kanzel und ihrem Weihkessel.

Hermann Harrys

47.

Die Osterjungfrau

Zu Osterode, das seinen Namen von der heidnischen Göttin Ostera haben soll, die vor alten Zeiten daselbst verehrt worden, liegen auf einem Hügel vor dem Harztore die Trümmer einer Burg. Die Burg ist ehemals ein stattliches Schloß gewesen, und die Herren von Osterode haben da ihren Sitz gehabt.

Der letzte Herr von Osterode starb und hinterließ eine Tochter von wundervoller Schönheit. Ein Ritter, Gerhard von der Harzburg, kam und warb um die junge Waise, mußte aber ohne Hoffnung wieder abziehen. Darüber ergrimmte er und beschloß, die Osteroder Burg samt ihren Bewohnern zu vernichten. Ein Zauberer im Morgenlande hatte ihn in den Höllenkünsten unterwiesen. So zog er mit den Seinen auf Osterode zu, nahm und zerstörte die Burg, drang bis zur schönen Jungfrau und sagte: „Du hast meine Liebe nicht gewollt, zur Strafe dafür sollst du verwünscht sein: als ein greulicher Hund sollst du hinfort tief unten in dieser Burg hausen und nur einmal im Jahre, am ersten Ostertage, als Jungfrau in deiner natürlichen Gestalt unter die Menschen gehen! Dieser Bann soll währen, bis der erstgeborene reine Sohn einer ganz keuschen Mutter dir begegnet, dir folgt in deine finstere Stätte und dich, wenn du wieder in deine Hundsgestalt verwandelt bist, ohne Zagen an die glühende Kette des Gewölbes legt."

Die Leute wissen nun zwar zu sagen, daß der grimmige Zauberer für seine böse Tat selbst nicht Ruhe finden kann und sein Geist in dem Gemäuer der alten Burg an jedem Freitage umherwandeln muß; aber auch die arme Verzauberte kann nur einmal alljährlich am Ostersonntage aus ihrem Kerker hervorgehen. Dann erscheint sie überaus schön, in schneeweißem Gewande, schreitet langsam vor Sonnenaufgang dem Bache zu, wäscht sich daraus und wartet, daß

sie einer erlöse. Viele Menschen haben sie schon gesehen, und mancher hat Geschenke von ihr bekommen, aber es hat noch keiner mit ihr durch die eiserne Tür kommen können, die ihr Gewölbe verschließt.

Ein armer Leinweber aus Osterode trug am Sonnabend vor Ostern ein Stück Leinen nach Clausthal. Mit dem Lohn dafür wollte er das Osterfest feiern. Er wäre gern den Abend noch wieder zurückgegangen, aber es war spät geworden, und so im Dunkeln den Weg zu gehen, das schien ihm doch nicht geraten. Er blieb also die Nacht in Clausthal.

Als aber der Morgen graute, machte er sich wieder auf den Weg; und als die Sonne eben am Aufgehen war, war er oberhalb der Freiheit — so heißt die Vorstadt, welche der Sösefluß von der Stadt Osterode trennt — angelangt! Da sah er, wie eine schneeweiße Jungfrau mit einem großen Bund Schlüssel im Gürtel auf den Fluß zuging und sich daraus wusch. Betroffen stand er still, und bald gewahrte ihn die Jungfrau und kam auf ihn zu. Ganz ehrerbietig zog er den Hut ab, und als sie ihm freundlich dankte, fragte der Leinweber, warum sie denn schon so früh aufgestanden sei und sich aus diesem Wasser wasche. „Das pfleg' ich jeden Ostermorgen vor Sonnenaufgang zu tun", antwortete die Jungfrau, „und davon bleib' ich immer schön und jung." Der Leinweber fragte weiter, wo sie denn wohne und ob ihr Haus weit von hier sei. „Nicht weit; wenn du Lust hast, will ich dich hinführen." Der Leinweber sah, daß sie eine prächtige Lilie an der Brust trug, und die war so schön, wie er sie sein Lebtag nicht gesehen. Er wußte aber wohl, daß um Ostern noch keine Lilien blühen, also fragte er: „Ihr müßt wohl einen recht warmen und schönen Garten haben, daß Ihr jetzt schon Lilien führt?" — „Geh mit mir", antwortete die Jungfrau, „so will ich dir von den Lilien geben, die in meinem Garten wachsen."

Sie kamen an den alten Trümmerhaufen, der dem Weber jetzt ganz anders und viel besser vorkam als vorhin, und standen vor einer eisernen Tür, die hatte der Weber noch gar nicht bemerkt. Vor derselben, auf einem grünen Platze, blühten drei weiße Lilien; die Jungfrau brach eine und gab sie dem erstaunten Manne und sagte: „Die nimm mit nach deinem Hause und verwahre sie wohl!" Der Leinweber dankte ihr ganz treuherzig und steckte die Lilie an seinen Hut. Als er wieder aufsah, war die schöne Jungfrau verschwunden; die Tür war auch nicht mehr zu sehen, und die alte Burg stand wieder so traurig und zerfallen da wie immer.

Draus weiß sich der arme Schelm nun gar nicht zu finden und denkt: Es ist das Beste, du gehst zu Haus. Als er zu Haus kommt, legt er die blanken Harzgulden, die ihm sein Leinen eingebracht, auf den Tisch und den Hut mit der Lilie daneben. Da fragt seine Frau, woher er denn die prächtige Lilie bekommen; die schimmere ja wie eitel Gold und Silber. Da erzählt's der Mann und sagt, es sei ihm von der Blume unterwegs der Hut ganz schwer zu tragen geworden. „Ach", ruft die Frau, „das ist die Osterjungfrau gewesen; und das ist auch keine gemeine Lilie, das ist lauter Gold und Silber! Du warst zur guten Stunde des Wegs gekommen. Ist die Jungfrau nicht in die eiserne Tür gegangen? — „Ja, das ist sie; ich wollte auch mit ihr hinein, aber ich konnte die Tür nicht wiederfinden." — „Ja, so geht's allen!" sagte die Frau.

Wie die Kirche aus war, ging der Weber mit seiner Lilie zum Goldschmied. Der staunte nicht wenig und sagte: „Die Blume ist vom feinsten Gold und Silber, und ganz Osterode hat nicht Geld genug, sie zu bezahlen. Ich kann dir nur raten, dieses Kleinod eine Zeitlang aufzubewahren; es wird sich schon der rechte Käufer dazu finden."

Da war nun bald unter die Leute gekommen, wie die Osterjungfrau dem armen Weber eine Lilie geschenkt habe, die die ganze Stadt nicht bezahlen könne, und alle Menschen sprachen davon. Der hohe Rat ließ denWeber aufs Rathaus fordern, daß er aussage, wie er zu der Lilie gekommen sei, und das tat er auch treu und ehrlich und zeigte den Ratsherren die herrliche Blume. Da beschlossen die Ratsherren, sie dem Herzoge zum Kauf anzutragen. Sie gaben dem Weber ein wohlverfaßtes Schreiben an den Herzog mit, und als er damit im Hoflager angekommen war, wurde er mit dem Herzoge einig, daß er ihm und seinen Kindern so lange sie allesamt leben würden, ein angemessenes Jahrgeld auszahlte.

Die Lilie wurde nur an außerordentlichen Festtagen gesehen, an denen die Herzogin sie trug. Der Herzog aber nahm sie zur Erinnerung in das hochfürstliche Wappen auf, und darin sieht man die drei Lilien bis auf diesen Tag.

Hermann Harrys

48.

Die Zwerge im Erbsenfelde

Ein Bauer zu Dorste bei Osterode hatte ein Feld Erbsen, das wurde ihm jede Nacht bestohlen und zertreten; er mochte Wache stellen, so viel er wollte, alles war vergebens. Eines Tages klagte er dies seinem Nachbar, und der erwiderte: „Das tun gewiß die Zwerge. Nimm einmal ein langes Seil und zieh es rings um das Erbsenfeld, dann knalle plötzlich mit der Peitsche und klappere und lärme, so eilen sie fort, und dabei fällt gewiß dem einen und dem andern die Nebelkappe ab; dann kannst du sie sehen."

Der Bauer tat noch am selbigen Tage, wie der Nachbar geraten hatte; und als er des Nachts mit seinen Leuten knallte und klapperte und lärmte, da stürzten die Zwerge Hals über Kopf aus dem Erbsenfelde, und bei der Gelegenheit verloren mehrere von ihnen die Kappe vom Kopf und wurden gefangengenommen. Sie bettelten und flehten, der Bauer möge sie doch loslassen; der aber wollte nicht hören. Da versprachen sie ihm endlich ein ganzes Fuder Gold, er müsse aber vor Sonnenaufgang kommen und es holen. Der Vorschlag gefiel dem Bauer, und er ließ sie los bis auf einen, den er fragte: „Wann geht denn eigentlich bei euch die Sonne auf?" Der Zwerg wollte erst nicht mit der Sprache heraus; da er aber nicht anders fort sollte, so antwortete er endlich: „Um zwölf." Der Bauer ließ ihn los und sagte: „Danke schön, werde mich zur rechten Zeit einfinden!" redete indes in den Wind, denn auch der letzte Zwerg war gleich den übrigen wie der Blitz verschwunden.

Nun eilte der Bauer mit den Knechten nach Haus und fuhr mit einem vierspännigen Wagen hin nach dem Felsen, wo die Zwerge hausten. Als er draußen anhielt, hörte er, wie sie drinnen spielten und dabei sangen:

„Dat is gut,
Dat is gut,
Dat dat Büerken dat nich weit,
Dat de Sunne um twölwe upgeit."

Der Bauer lachte, daß er's doch wußte, und pochte an. Sie öffneten, und als er sich nun demnach zur rechten Zeit gemeldet hatte, zeigten sie ihm ein abgeschundenes Pferd, das solle er aufladen und mit-

nehmen. Ärgerlich darüber, daß sie ihn angeführt hätten, fluchte er und wollte es liegen lassen; doch besann er sich und dachte:

„Wat mehr is as ne Lus,
Dat nümmt man midde na Hus —

sollst wenigstens ein Stück abhauen und deinen Hunden geben!" Er tat es; als er aber zu Hause ankam und die Hunde füttern wollte, da hatte er einen großen Goldklumpen auf dem Wagen.

Schnell fuhr er hin, um auch das andere zu holen; doch alles war verschwunden, Höhle und Pferd, und er mußte leer nach Hause zurück. Er hatte indes immerhin soviel Geld, als er mit seinen Kindern und Kindeskindern nur gebrauchen wollte.

Carl u. Theodor Colshorn

49.

Hans von Eisdorf

Bei Eisdorf (Kreis Osterode) liegt eine Felshöhle. In dieser hauste vorzeiten ein Räuber mit Namen Hans von Eisdorf. Er wußte aller Nachforschungen dadurch zu entgegen, daß er seinem Pferde die Hufeisen hatte verkehrt aufschlagen lassen, wodurch seine Verfolger immer auf eine falsche Spur geleitet wurden.

Einst erblickten ihn aber mehrere Bewohner von Eisdorf, als er im Begriff war, nach seiner Höhle zurückzukehren, und setzten ihm nach. Um ihnen zu entkommen, spornte er sein Pferd und eilte rasch davon, bis er an einen steilen Felsabhang kam. Hier glaubten ihn seine Verfolger schon sicher zu haben, aber er sprengte den steilen Abhang hinunter. Das Pferd stürzte zerschmettert in die Tiefe; ihn selbst aber faßte der Wind unter den Mantel und trug ihn unverletzt in den Wald. Seit der Zeit hat man nichts wieder von ihm gehört.

Der Abhang, von dem der Räuber mit seinem Pferde herabsprengte, ist noch heute zu sehen. Es ist die steile Felswand bei dem kleinen Dorfe Katzenstein, welches eine gute halbe Stunde von Osterode entfernt liegt.

Schambach u. Müller

50.

Silberhohl

In der Nähe von Seesen befindet sich links von der nach Braunschweig führenden Eisenbahn eine rings mit Sumpfmoosen umwachsene Einsenkung, in welcher sich mehrere Fischteiche befinden. Das ist das Silberhohl, das ist das Silberloch.

Einst stand hier eine stolze Ritterburg, darin wohnten arge Raubritter. Sie brachen aus ihrem sicheren Schlupfwinkel hervor und überfielen die Kaufleute, die auf der nahen Frankfurter oder Nürnberger Straße dahinzogen. War es doch die Zeit, in der der verwilderte niedrige Adel sang:

Reiten und Rauben ist keine Schand';
Das tun die Besten im Braunschweiger Land.

Nur eine war in der Burg, die anders darüber dachte; das war Jutta, des Burgherrn Tochter. Wenn der Vater mit seinen Raubgesellen zu neuen Beutezügen ausgeflogen war, dann ging sie von der Burg herab zu den Armen und Kranken in der Umgegend, erquickte sie mit Speise und Trank und verteilte unter sie das wenige Geld, das ihr der Vater hatte zukommen lassen. Deshalb war sie bei jedermann beliebt, und mancher, den sie aus tiefem Elend errettet hatte, verehrte sie wie eine Heilige.

Eines Tages kehrte der Ritter wieder mit reicher Beute von einem Raubzuge zurück, und die blutbefleckten Schwerter erzählten von den Heldentaten, die sie an Schwachen und Wehrlosen verrichtet hatten. In der Burg aber begann alsbald ein fröhliches Gelage, und weithin erscholl der rohe Gesang der Räuber. Da erbebte plötzlich die Erde, grelle Blitze zuckten vom Himmel hernieder, und fürchterlich rollte der Donner. Die Mauern der Burg wankten, der Erdboden öffnete sich, und mit entsetzlichem Getöse sank die Burg in den gähnenden Abgrund.

Als am andern Morgen die Bewohner der Umgegend das gefürchtete Schloß nicht mehr sahen, eilten sie erstaunt herzu. Da fanden sie keine Spur mehr von der Burg, nur eine Vertiefung bezeichnete noch die Stätte, wo sie einst gestanden hatte. Da die geraubten Schätze mit darin begraben lagen, so nannte man den Ort hinfort das Silberhohl. —

Nicht lange nach diesem Strafgericht Gottes lag eine arme Witwe in der Nähe de früheren Burg auf dem Krankenbette. Tränen des Kummers rannten ihr über die Wangen; denn ihre drei Kinder hatten hungrig zu Bett gehen müssen. Da seufzte die kranke Mutter: „Ach, wenn doch nur Jutta noch lebte!" Und sieh, da öffnete sich leise die Tür. Eine weiße Gestalt mit langem Schleier trat herein und nahte dem Bette der Kranken. Freundlich winkte sie mit der Hand, blickte liebreich auf die schlummernden Kleinen und setzte ein wunderbar geflochtenes Körbchen auf den Tisch. Dann machte sie das Zeichen des Kreuzes über der Mutter und verschwand ebenso leise, wie sie gekommen war. Es war Jutta, der zum Lohne für ihren frommen Lebenswandel vergönnt war, noch ferner den Armen und Unglücklichen hilfreich zur Seite zu stehen.

Als Jutta sich entfernt hatte, fiel die Kranke in tiefen Schlaf, und als sie am andern Morgen erwachte, war sie frisch und gesund. Anfangs glaubte sie, daß sie alles nur geträumt habe. Als sie aber das Körbchen sah, das noch auf dem Tische stand und bis an den Rand mit Goldstücken gefüllt war, da erkannte sie, daß Jutta wirklich bei ihr gewesen. Da fiel sie auf ihre Knie und dankte Gott für die Hilfe, die er ihr durch das gute Burgfräulein gesandt hatte.

Noch manchem Armen und Kranken hat Jutta in der Stille geholfen. Und wer sie einmal zu sehen begehrt, der muß in der Neujahrsnacht oder am Johannistag um Mitternacht zum Silberhohl gehen. Dann sieht er dort Jutta in weißem Gewande, mit einem Bund Schlüssel am Gürtel, umhergehen, als suche sie die versunkene Burg.

Nach W. Görges u. Fr. Günther